Novellen

von

Robert Weber.

Erster Theil.

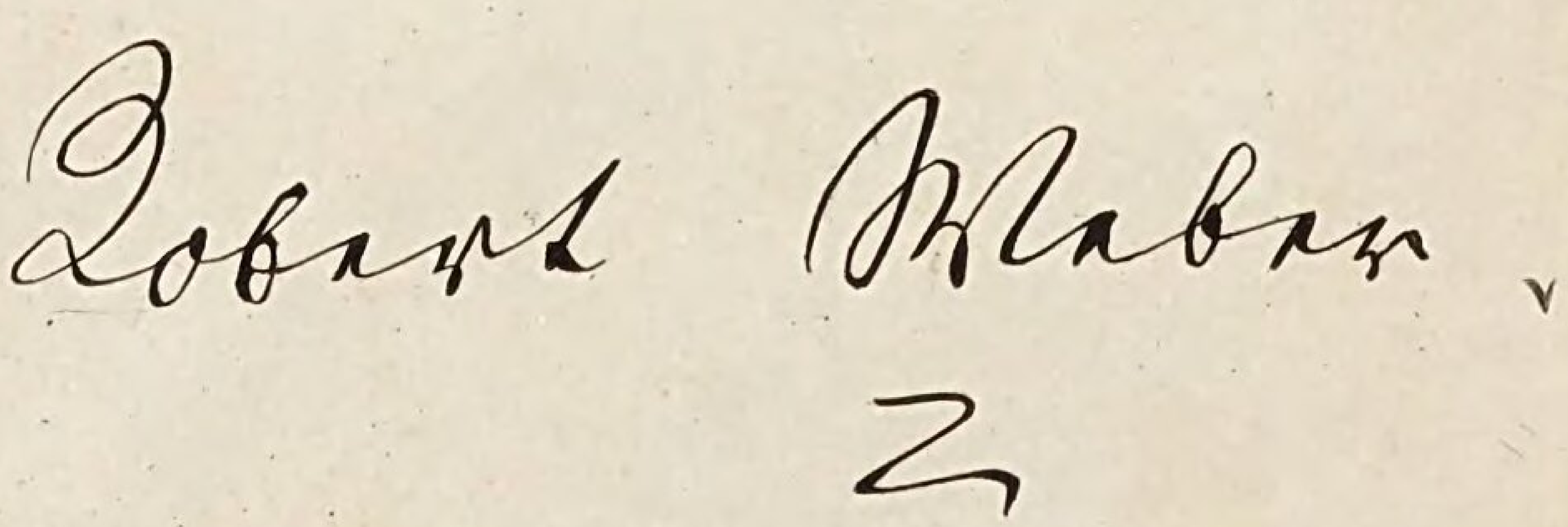
Robert Weber's

Sämmtliche Schriften.

Vierter Band.

Basel.
Robert Weber's Selbstverlag.
1882.


Stich u. Druck v. A. Weger, Leipzig



Novellen

von

Robert Weber.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Erster Theil.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Basel.

Robert Weber's Selbstverlag.

1882.



Novellen

von

Robert Weber.

Zweite, durchgesehene Auflage.

Erster Theil.

Mit dem Porträt des Verfassers.

Basel.

Robert Weber's Selbstverlag.

1882.

Vereinsbuchdruckerei in Basel.

Inhalt.

Der Veteran.

Ein schweizerisches Zeit- und Lebensbild.

Erstes Kapitel.

Es war an einem Winterabend, als von Domo d'Ossola, einem Städtchen im Sardinischen, ein ärmlich gekleideter, blutjunger Reisender gegen die Schweizergrenze heraufwanderte. Der eisige Nordwind jagte ein leichtes Schneegestöber von den himmelhohen Fluhwänden auf die Straße herab, die in tiefer Schlucht sich gegen den Simplon hinaufschlängelt. Zwischen gigantischen, mit spärlicher Vegetation besetzten Felsen windet sich der Weg hindurch; sie scheinen in ihrem Rachen nur ungern den Pfad zu dulden, der sich am Rand des brausenden Bergbaches dahinzieht. Jahrhunderte hat dieser gebraucht, um sich seinen Weg durch die Felswände zu reißen. Strom und Straße laufen zusammen zwischen ihnen hindurch, und der Wanderer sieht über diesen erhabenen Granitgestellen oft kaum ein Stückchen blauen Himmels.

Die ganze Gegend lag unter hohem Schnee; nur ein schmaler, gebahnter Streifen bezeichnete die Straße, die im Sommer einen der begangensten Alpenpässe nach dem schönen Italien bildet. Langsam schritt der kleine Wanderer dem Dorfe Simplon zu, in dessen Nähe sich sechs Gletscher von den Höhen herabziehen. Die Mühseligkeit

des Weges prägte sich deutlich aus in Gang und Haltung des kaum vierzehnjährigen Burschen, der sich hier allein in Gesellschaft von unwirthlichen Bergriesen befand, die kalt und rauh auf ihn herunterschauten. Von Minute zu Minute wurden seine Schritte kleiner, und fast mechanisch bewegte er sich vorwärts, nur von der einbrechenden Nacht den Antrieb zur weitern Reise empfangend. Bisweilen, wenn ihn die Ermüdung übermannte, hielt er ein wenig an; dann athmete er tief auf, indem er sich dabei auf einen kurzen Knotenstock stützte, den seine Hand kaum umspannte, weil die Finger ihm von der Kälte starr und krumm geworden. Das Gesicht des armen Knaben zeugte von einem verzweiflungsvollen Muth; die blonden Lockenhaare, die unter einem breiten Filzhut hervorquollen, waren von dem eisigen Duft schneeweiß gepudert. Kein Seufzer war bis jetzt über die Lippen des Kleinen gekommen; nur eine Thräne, die bisweilen aus seinen blauen Augen über die gebräunte Wange hinunterschlich, verrieth sein tiefbewegtes Inneres.

Eben hatte er eine der vielen Gallerien überschritten, als er, erschöpft von Müdigkeit und Hunger, in der Nähe eines Steinhaufens niedersank, der aus den Trümmern einer verfallenen Kapelle zu bestehen schien. Hier endlich machte sich seine Stimmung Luft. „Gott", rief er, „muß ich bei solcher Kälte in dieser schauerlichen Oede die Nacht zubringen!" Dann streckte er beide Hände zum Himmel aus, zog sie zurück, bedeckte damit die Augen und schluchzte: „O meine Mutter!" Bei diesen

Worten ließ der Entkräftete sein Haupt auf die Brust herabsinken; nur einige Minuten wollte er ruhen, um wo möglich noch vor dem gänzlichen Einbruch der Nacht das heutige Ziel seiner Wanderung zu erreichen.

In diesem Augenblicke schritt der Mond über die Kante der Felswand und warf sein bleiches Licht auf die Schluchten und Schneefelder herein. Das Schneegestöber hatte nachgelassen und der Himmel gegen Norden hin sich aufgeheitert; dafür war die Kälte empfindlicher geworden. Eine Minute, und unser kleine Wanderer war eingeschlummert; eine zweite vielleicht, und er hatte seine Seele in den kalten Eisstrom der winterlichen Gebirgsluft ausgehaucht.

„Blitz, Bomben und Granaten", donnerte eine rauhe Baßstimme in der Nähe des eingeschlafenen Knaben. „Hol' mich der große Korporal, der Kleine ist hier angefroren! Hab' ich doch selber in diesem verdammten Höllenrachen fast den Geist aufgeben müssen!" Unter diesen Worten arbeitete sich allmälig eine große Gestalt aus der Schlucht heraus und stund jetzt, über und über voll Schnee, vor der zerfallenen Kapelle, an welcher unser junge Reisende saß, der durch die rauhe Stimme des halb Verunglückten aus seinem Schlaf aufgeweckt wurde und den unerwarteten Ankömmling mit großen Augen anstarrte.

„Bursche, lebst Du?" brummte der Alte im vorigen Tone fort. „Bei allen Wettern, sag' mir, was sitzest Du hier? Mach' Dich auf die Beine; es ist Nacht

und wir müssen sehen, daß wir noch in's Dorf hinauf kommen."

„Um Gottes Willen", sagte der Kleine mit erschrockener Miene, „wo kommt Ihr her?"

„Hast Du nicht gesehen, daß ich aus der Unterwelt desertirt bin", schwatzte die Gestalt redeselig fort. „Bei meiner Seele, da unten ist's kalt, daß Einem die Zähne klappern; wenn das keine Hölle ist, so glaube ich an keinen Teufel mehr. Aber, steh' auf, Junge, wir müssen fort; sieh', daß Du den Pfad nicht verlierst, sonst kannst Du, wie ich, da in der Tiefe ein unwillkommenes Schneebad nehmen."

Mit diesen Worten schüttelte der Alte den Schnee von den Kleidern, säuberte seinen großen, schwarzgrauen Schnurrbart, und dann schickten die Beiden sich an, vorsichtig den Berg hinanzusteigen.

„Sag' mir", begann er dann wieder zu dem Knaben, „bist Du nie außerhalb von diesem engen Pfade geschritten und in den Schnee gefallen?"

„Nein", erwiderte der Kleine, „die Leute da unten haben mir überall gesagt, ich müßte auf dem gebahnten Wege laufen, sonst würd' ich versinken."

„Nun ja, das hab' ich auch gemacht", meinte der Alte, „aber der Himmel weiß, wie ich ausgeglitscht bin! Hat's vielleicht das Glas Branntwein gemacht, das ich in Iselle noch schnell hinunterstürzte? Aber sage mir, Kleiner, woher die Reise und wie weit willst Du?"

„Ich komme von Domo d'Ossola", erwiderte der

junge Gefährte, „und", fügte er in traurigem Ton hinzu, „ich weiß selbst nicht, wohin ich gehe, — jedenfalls so weit, bis ich Arbeit gefunden habe."

„Warum bist Du zu Hause fort, zu einer Zeit, da es sonst fast kein Mensch wagt, bei solchem Schnee und der großen Kälte hier überzugehen?"

Bei dieser Frage wischte sich der Kleine, ohne eine Antwort hervorzubringen, mit der vor Frost halb erstarrten Hand die Augen ab. Der Alte war einen Augenblick mit weitausgespreizten Beinen stehen geblieben, hatte sich sein italienisches Pfeifchen mit Tabak gestopft, den er aus dem Mantelsack hervorgesucht, und hatte dann in starken Zügen zu rauchen begonnen. Als er sich wieder in seinen Mantel eingewickelt, bemerkte er erst, daß sein Begleiter weine, und wiewohl ihm selbst unter der groben Kutte ein eisernes Soldatenherz schlug, so schien der kürzliche Vorfall der „Höllenfahrt", wie er es nannte, ihn doch ganz besonders weich gestimmt zu haben. Halb aus Theilnahme, halb aus Neugierde versuchte er darum jetzt mit vertraulichen, ja fast väterlichen Worten dem jungen, von der Noth des Lebens bestürmten Herzen sich zu nähern und erfuhr von dem Kleinen, daß sein Vater früher schon als Matrose im Hafen von Genua das Leben verloren, daß die Mutter erst vor kurzer Zeit gestorben, und daß die Hartherzigkeit der Ortsbehörden ihn nach der Schweiz gewiesen, woher beide Eltern ausgewandert waren.

Bei dieser Erzählung schien die Gestalt des alten

Soldaten zu wachsen; seine grauen, stechenden Augen rollten ihm unheimlich im Kopf herum, und eine Verwünschung kam über seine Lippen. „Bomben und Granaten, ich kenne das! Wenn ich die Kerle unter die Hände kriegte, ich wollt' ihnen das Fell etwas geschmeidiger machen! Die Elenden, — ein Kind zur Winterszeit über den Berg schicken!" Bei diesen Worten stand er still, kehrte sich um und ballte drohend seine Faust gegen Domo d'Ossola hinunter. Sein Gesicht war geröthet und sein Inneres bebte vor Zorn.

„Sei guten Muthes", hob er nach einiger Zeit wieder an, „wir kehren in's Vaterland zurück, und Nichts in der Welt gleicht der lieben Heimat! Siehst Du, auch mir wurde sie geraubt, gewaltsam geraubt, die theure Vatererde; nach einer schlimm verjubelten Nacht erwachte ich mit zwei Kameraden als Soldat auf fremdem Boden! Es war ein rechter Staatsschurkenstreich; aber Die, welche uns zu Hause verkauften, waren noch schlechter, als Die, in deren Hände wir überantwortet wurden! Ich kam für eine lange Zeit nach Holland; von da ging ich nach Italien und diente dann unter Napoleon in Aegypten und Rußland. Nach den unglücklichen Schlachten bei Leipzig und Waterloo und nach der Verbannung des Kaisers auf die Insel St. Helena trieb es mich nach Italien zurück, um meine Schwester aufzusuchen, die, wie ich erfahren, mit ihrem Manne sich dorthin begeben hatte. Ich habe nach jahrelangem Umherwandern von Beiden keine Spur gefunden; ich werde allein sterben, — aber

in's Vaterland will ich zurück und den Rest meiner Tage dort verbringen."

„Ach Gott", sagte der Knabe, „Ihr seid auch recht unglücklich!"

„Wie Du, nicht wahr", erwiderte nach einer Weile der Graubart, dem jetzt eine heimliche Thräne unter den spärlichen Wimpern hervorquoll, die er aber, in einem Anflug von Unmuth über sich selbst, rasch hinwegwischte. „Ja, es wäre besser, ich hätte wie meine Kameraden mein Leben auf dem Schlachtfelde gelassen, als daß ich es noch weiter in eine ungewisse Zukunft schleppe. Aber siehst Du, Knabe", fuhr er fort, und sein Auge leuchtete in einem freudigwehmüthigen Glanz auf, indem er seinen Rock aufknöpfte und die an seiner Brust verwahrte große, goldene Medaille herausnahm, „da ist noch ein kleiner Trost für mich; ich habe einen ehrlichen Abschied als Veteran des Kaiserreichs erhalten, und dieses Stück da mit dem rothen, jetzt blaugewordenen seidenen Band hat mir der Kaiser nach der Schlacht bei Waterloo vor der Front mit eigener Hand um den Hals gelegt. Ich bin nicht aus Faulheit oder böser Streiche wegen dem Kriegshandwerk nachgelaufen, ich wurde mit Gewalt dazu gezwungen; aber da ich nun einmal dabei war, so hab' ich meine Pflicht gethan und bin auch stets brav geblieben. Das ist mein Trost und wird es bleiben bis an mein Ende."

Aufmerksam hatte unser junge Wanderer zugehört und betrachtete jetzt mit Ehrfurcht den im Dienst der Ehre

ergrauten Soldaten. Einige treuherzige Fragen, die er an denselben stellte und die ganz seine kindliche Güte und Unerfahrenheit verriethen, gewannen ihm vollends dessen Herz.

„Sei unbesorgt", fing der Alte wieder an, als der Weg etwas freier wurde und sie weniger Acht auf sich zu geben brauchten, „ich werde Dich über das Gebirge bringen und Dich nicht verlassen, bis Du in der Heimat versorgt bist."

Unterdessen war es dunkel geworden und die Beiden kamen endlich halb erfroren im Gasthaus zum weißen Kreuz in Simplon an. Die Wirthin, eine menschenfreundliche Frau, machte ein großes Feuer in's Kamin, als sie von der weiten Reise der Fremden hörte, und bei der dampfenden Habersuppe und der angenehm andringenden Wärme thauten Beide allmälig auf und wurden guten Muthes. Der Alte nahm dann, nach Soldatenbrauch, noch ein großes Glas Branntwein; darauf gingen sie, weil sie sehr erschöpft waren und ihnen in der behaglich warmen Stube bald schläfrig wurde, zu Bett.

Sie schliefen in einer großen Kammer, in der die eisige Kälte der freien Natur sich mit der dumpfen Feuchtigkeit des verschlossenen Raumes ungesund vermählte. Nach ungefähr einer Stunde, während der sie vor lauter Ermattung keine Ruhe finden konnten, drückte der Schlaf ihre Augenlider zu und der Schlummer legte sich erquickend auf die müden Glieder. Der Alte hatte sich von oben bis unten in seine wollene Decke gewickelt, als

ob er im Feldlager in einem Zelt übernachtete; unbewußt hauchte er die Erlebnisse des vergangenen Tages in den Schoos der Nacht und der Vergangenheit aus. Auf das andere Bett, in dem der Knabe lag, warf der Mond sein trauliches Licht und breitete auf dem Lager der noch unverdorbenen Jugend einen stillen Frieden aus. Der Kleine war in tiefen Schlaf gesunken; seine Locken hingen ihm in wilder Unordnung über die Wangen hinunter. Die Hände ruhten gefaltet auf der Decke; treu der letzten Ermahnung seiner Mutter, die sein Liebstes auf der Welt gewesen, hatte er noch sein Nachtgebet verrichtet. Das Andenken an die Mutter hatte ihn im Traum an den verlassenen Herd zurückgeführt; er saß wieder auf einem Schemel zu den Füßen der Sterbenden, die ihre abgezehrten, knochigen Arme über das armselige Bett ausbreitete, darin sie lag. Eine kleine Lampe warf ihr düsteres Licht auf das bleiche Gesicht der Kranken. „Arnold, Arnold“, rief sie mit schwacher Stimme, „ich werde sterben, ach, und Gott sei's geklagt, mein größter Kummer bist Du! Wenn ich todt bin, werden sie Dich verstoßen. Du wirst in der Welt herumirren, und was soll aus Dir werden? Ich habe Nichts, das ich Dir geben könnte, als meinen Segen! Selbst das Bett, auf dem ich sterbe, werden sie Dir wegnehmen. Aber der Himmel wird Dich nicht verlassen, ob Du auch von aller Welt verlassen wärest. Verlaß auch Du den Herrgott nicht! Sieh', wenn ich nicht hoffen könnte, der Allmächtige werde für Dich sorgen, wie unglücklich wäre

ich hier auf meinem Sterbebett! Das ist mein einziger Trost, den ich habe, meine einzige Hoffnung, die mich im letzten Augenblick noch, wo mein Herz im Tode bricht, mit der Welt verknüpft, daß Du ein braver Mensch werdest! Kämpfe den Kampf des Lebens im Aufblick zu Dem, der auch Dich geliebt hat! O Arnold, bleibe gut, weiche nie ab vom Pfade der Tugend. Fasse meine Worte auf und gedenke ihrer, wenn Du allein draußen stehst in der Welt, das ist meine einzige Bitte an Dich, mein liebes Kind!"

Sie nahm ihre letzte Kraft zusammen, stemmte sich langsam auf, ergriff die Hand des Knaben, drückte ihn noch einmal an ihre Brust und sank entseelt in's Bett zurück. In wahnsinniger Verzweiflung stürzte sich Arnold auf die Todte nieder, und als er die Kälte ihrer Hand in der seinigen fühlte, da tönte krampfhaft ein Angstschrei aus beklommener Brust: „Mutter, ach Mutter!" durch die Kammer in die Nacht hinaus. —

„Donner und alle Wetter", rief der Alte, aus dem Schlaf erwachend, „was war das? Der Schrei ging mir durch Mark und Bein. Der Kleine muß geträumt haben, schwer geträumt!" Bald aber lag er wieder in den Armen des Schlummers und Beide erwachten nicht eher, als bis die Morgenröthe an den Gipfeln der Schneeberge den Anbruch des Tages verkündete.

Zweites Kapitel.

Die Sonne stand schon hoch am Himmel und ein herrlicher Tag breitete sich über den Gipfeln des Simplon aus. Obschon die Natur hier einen grimmigen, schauerlichen Anblick hat und man nichts sieht, als graue Felszacken und blendendweiße Hügel von furchtbaren Schneemassen, so erhoben doch die Riesenhäupter des Gebirges heute sich ganz sonntäglich in den blauen Aether empor, badeten sich in den Strahlen der goldenen Sonne und warfen ein herrliches Farbenspiel auf den Sattel des Berges zurück, von dem das weltbekannte Hospital, der Eiswelt trotzend, wie eine Oase der menschlichen Liebe in den hier überall wahrnehmbaren tödtlichen Zorn der Natur herniederblickte.

Nicht allzufrüh hatten sich unsere Wanderer bei der freundlichen Wirthin verabschiedet, um den Weg nach dem Hospiz anzutreten. Doch befanden sie sich bereits längere Zeit auf der mühsam ansteigenden Straße und näherten sich langsam ihrem heutigen Ziele. Die ganze Gegend schien ausgestorben zu sein, denn nirgends sah oder hörte man ein lebendiges Wesen. Nur der Schall des Glöckleins verkündete jetzt vom Hospital her,

daß es Mittagszeit sei hier oben, wo die Mönche des heiligen Bernhard zum Wohle der Menschheit sich hülf- und schutzbereit in die Wildniß zurückgezogen hatten.

Nach einer kleinen Viertelstunde war das Hospiz erreicht. Unsere beiden Reisenden vernahmen eben die letzten Töne der kleinen Orgel und des Chorgesanges der Mönche, welche die ganze Hausgenossenschaft zum mittäglichen Gottesdienst einluden. Dann ward es wieder still. Die Knechte und die gestern und heute von hüben und drüben angekommenen Wanderer hatten sich in die kleine Kapelle begeben; nur der Bruder Pförtner war in der Gesindestube hinter dem Tisch bei seinem Gebetbuch halb eingeschlafen und wurde jetzt aus seiner behaglichen Sonntagsruhe durch das Gebell der Hunde aufgeweckt, welche die Ankunft neuer Reisender anzeigten. Nachdem er sich die rothen Augen ausgerieben, schwankte er mit seinem Bund Schlüssel den Gang entlang nach der Pforte, um die Angekommenen einzulassen. Der Wein, mit dem er sich diesen Nachmittag etwas zu viel gütlich gethan, hatte inzwischen sein Gesicht so angegriffen, daß er in der Eile das Schlüsselloch nicht finden konnte, und als darum die Glocke von Außen stärker gezogen wurde, empfing der Bruder die Fremden mit einem ziemlich derben Fuhrmannsfluch.

Der alte Soldat schien die rauhe Rede des Pförtners nicht zu beachten; wenigstens folgte er ihm mit seinem schüchternen Begleiter ganz zuversichtlich, ohne ein Wort weiter als den üblichen Gruß zu sprechen, in die Gesinde-

stube, wohin der weinselige, schlaftrunkene Mönch sie führte. Hier sprühte ein ungeheurer Ofen, ein ganzes Steingebirg von grünen Kacheln, eine Hitze aus, welche unsere Reisenden verlockte, sich in seiner nächsten Nähe niederzulassen. Zu ihren Füßen hatten sich die Bernhardinerhunde, die ihre Ankunft verkündet, hingelagert und gaben durch Ablecken des Schnee's von den Kleidern ihnen ihre Freundschaft zu erkennen.

Der Pförtner war unterdessen in die Küche gegangen und hatte Fleisch, Brod und Wein gebracht, welches sich unsere Wanderer wohl schmecken ließen. Nach dem Essen rauchte der alte Soldat am Ofen behaglich sein Pfeifchen; der Kleine saß neben ihm und horchte andächtig auf den Gesang der Mönche, der wieder von der Kapelle her ertönte. Der Bruder Thürhüter schien völlig zufriedengestellt; er holte noch einen Krug Wein und setzte sich, nachdem er von demselben den größern Theil getrunken, zu seinem Gebetbuch hinter den Tisch, wo er alsbald wieder in seinen Schlaf verfiel. Inzwischen verstummte der Gesang der Mönche und ein starkes Geräusch, das durch den langen Gang hinhallte, wogte gegen die Gesindestube her. Der Gottesdienst war zu Ende. Die Mönche hatten sich in ihre Zellen begeben und die Knechte gingen wieder an ihr Sonntagsgeschäft; die ärmern fremden Reisenden aber, die den Berg passirten, saßen jetzt theils in regen Gesprächen, theils in stillem Nachdenken um den Ofen herum und verkürzten sich die Zeit, so gut es in der unwirthlichen Einöde möglich war

Unser Soldat schien wenig Antheil an dieser Unterhaltung zu nehmen. Er war mit sich selber beschäftigt; die Arme übereinander geschlagen, lehnte er sich an die Wand beim Ofen, blies mächtige Rauchwolken vor sich hin und warf nur von Zeit zu Zeit einen prüfenden Blick auf den Kleinen, der den Gesprächen zuhörte und sich in die Gesellschaft gar nicht übel zu finden schien. Er war in Gedanken daheim im Berner Oberland, im schön gelegenen Dorfe Bergheim, von dessen Höhe man auf einen Blick den blaugrünen Spiegel des Thunersee's übersieht. Der Kleine hatte ihm diesen Morgen gesagt, auch er stamme aus der Gemeinde Bergheim und heiße Arnold Abplanalp. So hießen Viele in jener Gegend, alles Abkömmlinge eines kerngesunden, kühnen Stammes, von denen schon mehr als Einer an den bernischen Schwingfesten die Ehre des Oberlandes gerettet. Die Familien dieses weit bis in die Thallandschaften verzweigten Geschlechtes ging der Veteran jetzt in Gedanken durch; aber wie sollte er, der dreißig Jahre von der Heimat abwesend war, damit zurecht kommen? Und dann kam ihm zu Sinn, daß es ja auch im Emmenthal ein Bergheim gebe, daß er also mit seinen Vermuthungen im Nebel herumsteure, so lange er die Papiere des Knaben nicht gesehen, die dieser, wie er sagte, in einem Wachstüchlein eingebunden bei sich trug.

Unterdessen war es Abend geworden. Plötzlich kam der alte Pförtner gelaufen und rief mit halb gebieterischer, halb feierlicher Stimme: „Die Kappen ab, der Herr Prior

kommt!" Aller Augen waren nach der Thüre gerichtet, als der hohe Greis mit den silberweißen Haaren in die Stube trat. Er trug eine schwarze Kutte, von oben bis unten zugeknöpft; um die linke Schulter hing eine schwarz und weiße Schärpe, womit auch seine Lenden gegürtet waren. Ein schwarzes Sammetkäppchen bedeckte das schon ziemlich kahle Haupt, und auf seiner etwas knochigen Nase saß eine weltsgroße Brille, über die ein paar schöne Augen mehr hinaus als hindurch schauten. Auf seinen Wangen, die gegen das kräftige Kinn hinunterhingen, war noch eine fast jugendliche Röthe ausgebreitet. Mochte vielleicht die größere Enthaltsamkeit und die strengere Lebensweise hier oben diese Frische erzeugen, oder mochte das soeben eingenommene Vesperbrod und der starke italienische Wein dieselbe zurückgerufen haben, — der ehrwürdige Greis strotzte von Lebenskraft, und seine Augen funkelten recht eigentlich durch die geräumige Stube.

Die Gesellschaft erhob sich ehrerbietig mit entblößtem Haupte; nur der alte Soldat in seiner Uniform stund in militärischer Haltung, die Hand am Tschako, bedeckten Kopfes dem Mönch gegenüber. Dieser näherte sich, und, nachdem er sich mit ihm eine kurze Zeit über dessen Erlebnisse in den verschiedenen durchgemachten Feldzügen unterhalten und auch die große goldene Medaille einen Augenblick mit sinnender Miene betrachtet hatte, klopfte er dem Veteranen auf die Achsel, zog ihn etwas seitwärts gegen das Bogenfenster hin und fragte mit einem eigenthümlich leuchtenden Blick:

„Erinnerst Du Dich meiner nicht mehr, braver Kamerad?"

Der alte Soldat starrte betroffen in das Gesicht des Fragers. „Herr, was meint Ihr?" brachte er endlich mühsam heraus.

„Kennst Du den Feldprediger Deines Regiments nicht mehr, den Du in der Schlacht von Montenotte halbtodt unter einem Baum aufgelesen und in's Lazareth gebracht hast? Ich erkannte Dich gleich an der Narbe auf der rechten Seite Deines Halses; ich hatte Zeit, sie mir zu betrachten, als Du mich aufhobest und, wie die Mutter ein krankes Kind wiegt, mich aus dem Bereich der feindlichen Kugeln trugest."

„Himmel, ist es möglich!" brach jetzt der Veteran los. „Blitz, Bomben und Granaten, ist das ein Zusammentreffen. Hol' mich, — entschuldiget, Euer Hochwürden", verbesserte unser Held, „ich bin außer mir vor Freude, Euch wieder zu sehen."

„Ich habe Dich trotz alles spätern Nachfragens nicht wieder finden können, um mich Dir erkenntlich zu erzeigen; Gott sei Dank, daß ich wenigstens jetzt Dir etwas von meiner Schuld abtragen kann, die Dir in meinem Herzen gutgeschrieben steht! He da, Bruder Pförtner, heizt meine Stube, bestellt ein gutes Nachtessen und schickt mir ein paar Flaschen Asti herauf, ich habe einen Freund wiedergefunden, der es werth ist, daß ich ihm Ehre erweise und das Beste anbiete, was Küche und Keller vermögen."

Mit Verwunderung hatten die fremden Reisenden dieses Gespräch halb mit angehört und betrachteten neugierig die sonderbare Gruppe. Erst jetzt bemerkte der Prior den Knaben, der ehrfurchtsvoll in der Nähe stehen geblieben war und den Mann Gottes mit wachsendem Erstaunen ansah.

„Gehört der Kleine Dir, wackerer Schnurrbart?“ fragte er mit einem wohlwollenden, freundlichen Lächeln.

„Nein, Herr“, erwiderte der Soldat, „ich hab' ihn da unten am Berg getroffen, und weil er keine Eltern mehr hat und unglücklich ist“, setzte er mit festem Tone hinzu, „so werde ich für ihn sorgen, bis er ein Unterkommen findet.“

„Nun, nun, die Frage war nicht bös gemeint. Bist Du auch aus der Schweiz?“ wandte sich der Mönch zu dem Kleinen.

„Meine Eltern stammen aus dem Berner Oberland“, antwortete der Knabe zutrauensvoll, und fing an, sein kleines Bündelchen aufzuschnüren, aus dem er endlich ein dünnes Büchlein hervorholte, das er dem Prior überreichte. Dieser blätterte darin und sagte nach einer Weile: „Deine Eltern waren also aus Bergheim bei Thun. Ich erinnere mich noch wohl, Deinen Vater und Deine Mutter vor ungefähr sechs Jahren mit Dir hier im Hospital gesehen zu haben. Du warst damals natürlich noch klein“, fuhr er fort, „und ich glaube kaum, daß Du Dich noch daran erinnerst. Deine Eltern kamen mit Dir an einem der rauhesten Winterabende, die wir

erlebt, hier auf dem Simplon an; Du warest halb erfroren und Ihr mußtet ein paar Tage hier verweilen, bis Ihr weiter reisen konntet. Laß doch sehen, hier im Buche müssen Eure Namen stehen."

Langsamen Schrittes trat der Mönch auf einen geschwärzten, dicken Folianten zu, der in der Ecke der großen Stube auf einem schweren, eichenen Tische lag. Er schlug das Buch auf und blätterte rückwärts, bis er plötzlich ausrief: „Hier stehen sie, gerade so, wie in Deinem Geburtsschein; Dein Vater hieß Martin Abplanalp und Deine Mutter Margaritha Bohren. Sie war eine kleine, gute Frau und hatte eine große Liebe zu Dir."

„Was!" rief jetzt der Veteran plötzlich und wie aus einem Traum auffahrend, indem er hastig nach dem schmutzigen Büchlein des Kleinen griff, das der Prior noch in der Hand hielt. „Gott im Himmel, hier steht der Name meiner Schwester! Und Du, Arnold, bist meiner Schwester Kind!"

Das Gefühl einer wehmüthigen Freude übermannte den ergrauten Mann. Leise schluchzte er; nach einer Weile zog er den Kleinen an seine Brust und sagte: „Wie wohl thut es mir, daß mir von den Meinen wenigstens noch eine Seele geblieben ist, an die mein Herz sich schmiegen kann." Dann, als ob er sich seiner innern Bewegung schäme, polterte er heraus: „Hol' mich der große Korporal, ein größeres Glück hätte mich nicht treffen können!"

Der Kleine saß jetzt auf dem Schooße des Alten und

seine Blicke hingen voller Verwunderung an dem Auge des Ohm's, der ihn glücklich, in stummer Freude in den Armen hielt. Der Mönch aber schaute ihnen schweigend zu, nicht ohne im Tiefsten von dieser Szene ergriffen zu sein. Die Menschen sind oft froh, die zu verlieren, für welche sie zu sorgen die Pflicht haben; dieser Graubart aber war erfreut, ein Kind zu finden, dessen er sich annehmen, für das er leben und arbeiten durfte! Fürwahr, in diesem alten Soldaten mußte ein guter Kern stecken; sein besserer Theil war durch das rauhe Kriegshandwerk nicht verloren gegangen, er hatte ihn gerettet, bis in die Wüste des Simplon hinauf. Solche Gedanken gingen dem Prior durch den Kopf und von Rührung ergriffen sprach er mit sanfter Stimme:

„Die Wege des Schicksals sind wunderbar; wohl Euch, daß Ihr Euch gefunden, und wohl mir, daß ich im Stande bin, Euch in dieser unwirthlichen Oede ein Obdach zu bieten. Fort könnt Ihr jetzt nicht; der Berg ist gegen Norden zu seit den letzten Tagen tief verschneit. Alle Reisenden, welche sich gegenwärtig hier befinden, konnten sich nur mit genauer Noth aus dem fürchterlichen Schneesturm retten und sie alle gehen nicht nach Norden, sondern hinunter nach Italien. Vergeblich würdet Ihr jetzt den Weg in die Walliserthäler hinab suchen und umsonst würdet Ihr Euch mühen, aus denselben den Uebergang über einen der Pässe nach dem Berner Oberland zu finden. Darum bleibet hier, Wochen, Monate lang, wie es sich trifft und findet; wenn der

Frühling kommt und die Pässe geöffnet sind, mögt Ihr ziehen in Eure Heimat. Unterdessen will ich es Euch hier wohnlich machen, und wahrlich, ich habe mich nie glücklicher gefühlt, die Pflicht der Gastfreundschaft zu üben da oben in der tödtlichen Strenge des Winters!"

Mit Freuden nahm der Veteran das Anerbieten an. Als die Nacht mit ihren Schatten einfiel, zündete der Bruder Pförtner den Reisenden in's Bett; auch Arnold, unser junger Wanderer, schlummerte schon längst und erging sich in glücklichen Träumen, als der Veteran noch droben saß in der geheizten Stube des Prior's und mit diesem in lebhaften Gesprächen die vergangenen Zeiten durchging. Doch, es ist Pflicht, daß wir den Schleier lüften, der über der Jugend unsers Helden liegt; möge der Leser sich in Gedanken um einen Zeitraum von dreißig Jahren zurückversetzen in die Heimat des Veteran's, von der wir im folgenden Kapitel reden, während die Winterstürme droben um das Hospiz des Simplon sausen.

Drittes Kapitel.

Es war am Sonntag nach Pfingsten im Jahre 17**, als der Sommer seine Herrschaft anhob und die Sonne auf das bernische Oberland niederbrannte, als ob sie den Bauern in vierzehn Tagen das Korn reifen und in einem Monat schon die Taschen mit Fünflivrethalern füllen wollte. Die Voralpen widerhallten von vielstimmigem Kuhgeläut und fröhlichem Jodelruf; die Bäume stunden im üppigsten Flor, und die grünen Gebüsche droben am Bergstrom und drunten am regungslos schlafenden blauen Thunersee schauten träumerisch und wie vom eigenen Dufte berauscht in's Wasser hinein. In dieser Zeit überläßt der reiche Bauer wie der gedrückte Tauner, der Großhändler wie das arme Knechtlein mit einem gewissen Anflug von Idealität sich dem Zuge seiner Wünsche und Hoffnungen. Auch das junge Volk, das heute von allen Seiten aus den höher liegenden Bergdörfern zum Tanz herunterwanderte, schien in erhöhtem Maß die überall erwachte Lebenslust zu empfinden, denn gar lustig ging es jetzt her auf allen Straßen, die zu dem hübsch am Rande des See's gelegenen Städtchen hinführten. Warum sollte das gedrückte Herz im „Ustig" nicht neu aufleben

und eine Wandlung erfahren, wie die Natur selber, wenn der Schnee zurückgewichen ist in die kalten Regionen der Gletscher und die grünen Wiesen sich mit Blumen schmücken! Nicht umsonst stieg denn auch heute Nachmittag manches Glas auf Rechnung des kommenden goldenen Zeitalters eine Treppe zu hoch im Kopfhäuschen der jungen Bursche, und die von den Männern der Bildung und der Aufklärung so sehr gewünschte Erhebung des lieben Bauernstandes über die Scholle, an der er schon seit Jahrtausenden klebt, beurkundet sich kaum je plastischer, als dort auf der Straße von Thun nach Oberhofen, wo, zum Ergötzen der zahlreich einherwogenden Spaziergänger, von kalifornischen Träumereien und vom Dunste der Weinflasche angestochen, von Zeit zu Zeit irgend ein knolliger Bursche im Begleit seiner Kameraden einherschreitet, der mit der Linken seinen neuen Hut wie eine halbe hohle Weltkugel in die Luft wirft, mit der Rechten über seine neuen, kurzen Sammethosen hin Schnippchen schlägt und dazu einen eigenthümlichen Jauchzer intonirt, woraus deutlich genug zu merken ist, seine rosenfarbene Laune fange an in's Aschgraue überzugehen, wo man's mit der Welt nicht mehr so genau nimmt und meint, sie müsse tanzen, wie man ihr pfeife. —

Im Wirthshaus zum Löwen in Oberhofen ging es heute hoch her. Von hüben und drüben hatte sich das junge Volk eingefunden; eine große Zahl saß bereits drinnen, und im geräumigen Saale neben der Trinkstube hatten die Musikanten Platz genommen und stimmten

ihre Instrumente. Der Klang derselben war allen Anwesenden wohl bekannt; waren es doch dieselben Musikanten und dieselben Instrumente, die schon den Vätern und Müttern zum Tanze aufgespielt, ihnen, die jetzt in gemüthlich froher Erinnerung an ihre eigene Jugendlust sich unter die Jungen mischten und da und dort mit einem derben Scherz, oder mit sinnender, wehmüthiger Herzlichkeit zum Beginn des Tanzvergnügens aufforderten.

Nun ging es an. Die Reihen der Tänzer und Tänzerinnen traten in den Saal und stellten sich längs den Wänden auf; ein Ländler erklang und im Nu wirbelte Alles wie behext im Saale herum. Von Stolz und Ziererei war da nicht viel zu merken. Es wäre auch dem Einen und dem Andern übel ergangen, der sich's hätte einfallen lassen, über Diesen oder über Jenen die Nase zu rümpfen, wie ein zimpferliches Stadtjüngferlein. Es war eine Lust, dieses junge Volk anzuschauen, strahlend von Glück, strotzend von Gesundheit und Kraft. Hohe Gestalten kräftiger Sennen, schlanke, rosige Bernermeitscheni waren es ja, mit jenen frischen Gesichtern, wie man sie nur in den Alpenthälern zu sehen gewohnt ist. Da stürmten sie frohgemuth dahin, die kräftigen Alpensöhne, oder saßen, den nächsten „Langaus" erwartend, bei ihren Mädchen drüben in der Trinkstube an den mit Flaschen und Gläsern, mit Weggen und Strübli besetzten Tischen, die unter der Last dieses Ueberflusses zusammen zu brechen drohten. Im Saale drehten sich die Paare trotz der Hitze mit größter Schnelligkeit, so daß

ihnen die Schweißtropfen wie Bächlein von den Schläfen und Wangen herabrollten. Zwischen hinein ließen die Bursche gellende Freudenrufe ertönen und stampften mit den Füßen den Takt, daß das Haus erzitterte; die Zuschauer aber blickten vergnügt in das lustige Treiben hinein und lachten aus vollem Halse, wenn die Tanzenden aneinander stießen oder auf den Boden geworfen wurden.

Unter den jungen Burschen, die hier zusammengekommen waren, um dem Tanzvergnügen obzuliegen, fehlte der stärkste und hübscheste, Johannes Bohren von Bergheim, der Fluhhans genannt, weil sein Treiben da oben war, in den Flühen und Felsschründen des Oberlandes, in den verborgenen Wegen und Stegen der das Thal beherrschenden Bergriesen. Es war ein gar stattlicher Jüngling, hoch von Gestalt und zugleich kräftig gebaut, mit braunem, lockigem Haar und dunkelblitzendem Auge. Es war eine Lust, ihn zu sehen, wenn er, den Bergstock in der Hand und die Büchse am Rücken, seine Hütte verließ und rüstigen Schrittes bergan stieg; eine größere Lust noch, seinen Jauchzer zu hören, so hell und voll aus tiefster Brust hervorquellend, daß es weit im Thal widerhallte. Aber, was steht er heute da vor dem Wirthshause und schaut unverwandt mit seinem Adlerauge die Dorfgasse hinab? Warum folgt er nicht seinen Kameraden aus Bergheim, die ihm längst in's Haus voran gegangen sind und fröhlich droben im Saal herumwirbeln? —

Eben jetzt hatte der Tanz aufgehört, und zum Fenster

hinaus rief ihm ein Bekannter zu: „Hans, hast Du den Aerger noch nicht verschlafen, daß Du gestern keinen Gemsbock geschossen?“

Der Hans war allerdings die letzten Tage dem Waidwerk im Gebirge nachgegangen, hatte aber Nichts heimgebracht. Indessen machte ihm das wenig Sorge, und selbst der neckende Zuruf aus dem Fenster vermochte nicht, ihn irgendwie aus seiner beobachtenden Stellung zu bringen. Er schaute noch immer unverwandt die Dorfgasse hinab. Auch Der, der ihn eben gerufen, blickte jetzt scharf nach der nämlichen Richtung hin; seine Tänzerin aber zupfte ihn am Aermel und flüsterte ihm höhnisch fragend zu, ob Hans vielleicht auf das Burgliseli warte?

Das war der Name eines Mädchens, welches um seiner ausnehmenden Schönheit und Anmuth willen manchem jungen Burschen gefiel, aber vom Glück auch nichts weiter, als dieses gefährliche Angebinde mit auf den Lebensweg erhalten hatte. Liseli war stets freundlich gegen Jedermann und allezeit fröhlich; es ließ sich aber mit keinem Burschen ein und war noch nie auf dem Tanzboden gewesen, obwohl seine achtzehn Sommer es dazu berechtigt hätten. Mit seiner alten Mutter wohnte es in einer ärmlichen, aber saubern Hütte, die an die Burgruine angebaut war, welche vom grünen Hügel herabschaute und einst die Wohnung eines jener Zwingherren gewesen, welche früher das Land regierten. Darum, weil es dort oben an der Burg wohnte, hieß es das Burgliseli, und kein Mädchen war im Dorf, das ihm

nicht mit einer leisen Regung von Eifersucht nachgeschaut hätte, obgleich sie ihm alle mehr oder weniger gut waren.

In der That, die Dorfgasse herauf kam eine weibliche Gestalt, schlank und schön gewachsen, mit einem Gesichtchen wie Milch und Blut, aus dem ein paar Augen in wunderbarem, seltsamem Gemisch von fröhlicher Lebenslust und gehaltenem Ernst blitzten. Die schneeweißen Hemdärmel und das eben so weiße und fein gefältelte Brusttuch, das den vollen Busen verdeckte, das schwarze, eng anliegende Mieder und ein Sammetband im blonden Haar schmückten Liseli mehr, als aller silberne Staat, der prunkend in den Schaufenstern der Goldschmiede ausgelegt ist. Sein Gang war leicht und elastisch und man sah es ihm wohl an, daß es heute eben so gut zur Tänzerin gepaßt hätte, als es an Werktagen hinter dem Spinnrad hurtig und munter sein Fädchen zu drehen verstand.

Als das Liseli sich dem Wirthshause näherte und den Hans davor stehen sah, zugleich aber gewahr wurde, wie aus den Fenstern bekannte Gesichter ihm entgegenschauten, darunter Joseph, des gestrengen Amtmanns Sohn, und neben ihm die stolze Babette, die reiche Bauerntochter von Signau aus dem Emmenthal, da stand es einen Augenblick still und erröthete. Es besann sich, ob es nicht eine Strecke zurückkehren und einen Seitenweg einschlagen solle, der auch zum Ziele führte. Denn daß es nicht in's Wirthshaus wollte, das bewies ein schwarzes Buch, das es bei sich trug und das es dem Schulmeister bringen

wollte, mit der Bitte, ihm vorne auf das weiße Blatt recht schön und zierlich den Namen der Mutter zu schreiben; es hatte das Buch aus seinem gesparten Gelde gekauft, um es der Mutter morgen zum Geburtstag zu schenken.

Liseli wäre gerne umgekehrt, aber es fürchtete mit Recht, daß es sich damit nur dem Gelächter seiner Gespielinnen und der Bursche aussetze, und lenkte nach kurzem Besinnen seine Schritte gegen das Wirthshaus zu. Glücklicher Weise begann in diesem Augenblick von Neuem der Tanz; doch hatte die schnippische Babette, die das schwarze Buch in Liseli's Händen bemerkte, noch eben Zeit gefunden, spöttisch herabzurufen: „Willst z'Predig, Liseli?“ Dann war sie an Joseph's Arm in den Saal zurückgerauscht. Man mußte sie kennen, die stolze Signauerin, um ganz den Hohn zu verstehen, der in diesen Worten lag. Babette war ein keckes, gesundes Meitschi, ganz im Emmenthalerschlag; sie trug ein braunes, seidenes Tschöplein mit weiten Glockenärmeln; feine Spitzen versteckten halb die Armbänder mit den Goldhacken und die neuen hirschledernen Handschuhe; an ihrem Göller glänzten faustgroße Häfte mit Goldblättchen und an den sechsfachen, silbernen Kettchen schlenkerten die Behenke umher wie Weihrauchfässer. Der seidene Kittel rauschte wie leiser Wind durch ein neubelaubtes Jungholz und die Tanzschuhe ächzten bei jedem Schritt, wie die Balken eines schadhaften Glockenstuhls beim Mittagläuten.

Liseli ließ sich durch den Zuruf der Babette nicht irre machen; aber ein neues und tieferes Erröthen kam

über seine Wangen, als es nun hart vor dem Hans stand, der ihm freundlich und mit lebhafter Bewegung die Hand entgegenstreckte und sagte: „Grüß Dich Gott, Liseli; hab' lang gewartet. Heut' mußt doch einen mit mir thun." Er deutete dabei mit der Hand nach dem Tanzsaal, und Liseli verstand recht gut, was er meinte.

„Nein", sagte es, „ich habe der Mutter versprochen, bald wieder zu Hause zu sein, und Du weißt ja, Hans, daß ich noch nie auf einem Tanzboden war."

„Gleichviel", lachte der Hans, „eben darum mußt Du heut. Warum sollte das schönste Meitschi im Dorf nicht auch einmal einen halten dürfen?"

Das Liseli erröthete jetzt noch mehr und warf dem Hans einen Blick zu, der wie strafend aussah, aber im Grunde doch nur eine Bitte war. Hans drang immer schärfer in das Mädchen. Da kam wieder eine Unterbrechung in den Tanz; die erhitzten Paare näherten sich neuerdings den Fenstern, um frische Luft zu schöpfen, denn im Saale war es erdrückend heiß. Die meisten traten in die Trinkstube, rechts und links mit den Ellbogen für ihre Schönen Raum schaffend; viele kamen heraus auf den freien Platz, wo lange Tische und Bänke angebracht waren; andere saßen auf der Laube, die, von frischem Grün umrankt, das Haus wie ein schmucker Kranz umgürtete.

Als die Musik verstummt war und Alles hinaus drängte, suchte sich Liseli von Hans zu verabscheiden und sich den Blicken der Andern zu entziehen; aber es war

zu spät, man hatte es bereits bei dem Hans stehen sehen und eine Stimme rief, „ob sie bald Eins seien und wann sie Hochzeit halten wollten, ob auf dem Gizigrat oder im Hungerloch?“ Das waren zwei Punkte in der Umgegend; das eine Wort sollte eine Anspielung sein auf das Gewerbe des Fluhhans, des ehemaligen Geißbuben, und das andere auf ihre beiderseitige Armuth.

Wer war es, der diese beleidigenden Worte hinunterrief? Es war wiederum Babette; aber, wer wollte ihrem hochfahrenden Wesen Zügel anlegen? Sie hatte einen durchdringenden Verstand und war einige Zeit sogar im Waadtland gewesen, was damals noch für eine Seltenheit galt, obschon die gnädigen Herren von Bern die Waadt noch durch ihre Landvögte regierten. Die Babette hatte etwas Neidisches in ihrem Wesen, und selbst wo Alles fröhlich und friedlich gestimmt war, warf sie gerne Etwas dazwischen. Auch ihre jetzige Bemerkung gefiel den Andern nicht und sogar ihren Tänzer, den Joseph, überflog eine seltsame Röthe. Babette ward blaß, als dieser, wie von einer innern Macht getrieben und doch halb zögernd und langsamen Schrittes auf das Liseli zueilte und zu ihm sagte: „Thu' mir Eins Bescheid.“

Der Leser würde indeß irren, wenn er annähme, daß es bei dem Sohne des Amtmann's blos der Wunsch gewesen, die Beleidigung gut zu machen, was ihn zu diesem Benehmen bewog. Als er auf das Liseli zutrat, wurde dieses hochroth. Hans bemerkte es und sein Blick sah etwas finster nach dem Joseph, der, nebenbei gesagt, an

kräftiger Gestalt und blühendem Aussehen ihm von allen Burschen des Dorfes am nächsten kam und überdies nicht blos so ein armer Hirte und Gemsjäger war. Freilich kannte Hans nicht den Grund, warum Liseli erröthete und verlegen dastand; aber es regte sich in seinem Herzen etwas wie Eifersucht. Es durchrann ihn plötzlich wie ein inneres Feuer, aber er schwieg. Was hätte er auch sagen sollen? Zwar konnten sich die beiden Bursche ohnehin nicht recht leiden, denn der Joseph war ein wenig das Befehlen gewohnt, aber Hans nicht das Gehorchen. Jener hielt viel auf des Vaters Wohlstand und einflußreiche Stellung. In seinen Augen stand Derjenige am höchsten, der das schönste Haus, das meiste Land und die zahlreichste Heerde hatte, — eine Anschauung, die übrigens nicht blos in Oberhofen oder in Bergheim zu treffen ist. Der Hans aber hatte bei seinem Leben in der Freiheit des Gebirgs eine Unabhängigkeit des Charakters und des Denkens erworben, die ihm nicht selten als Verwegenheit oder gar als Trotz ausgelegt wurden. Es machte ihn wild, als Joseph jetzt sogar das Liseli beim Arm ergriff und es gewaltsam zum Tanz schleppen wollte.

Die Babette hatte nämlich bereits, um den Joseph zu ärgern, für den nächsten Tanz einen andern Burschen gefunden. Was lag ihr daran? Sie konnte es nicht verdauen, daß des Amtmann's Sohn mit dem Burgliseli schön that, und mit einem halb verächtlichen Seitenblick schaute sie an der Seite ihres Neugeworbenen auf die Gruppe da unten herab. Um so mehr bestand nun Jo-

seph darauf, daß das Liseli einen Tanz mit ihm halte. In seinem Herzen mochte er denken, daß dem Liseli dadurch eine große Ehre widerfahre; auch war er bereits ein wenig vom Wein erhitzt und nicht gewohnt, daß ihm ein Mädchen einen Tanz abschlug. Er zerrte das Liseli mit sich fort, dieses aber sträubte sich mit aller Gewalt dagegen und warf einen Blick auf Hans, der nur darauf gewartet zu haben schien, um sich seiner annehmen zu können.

„Laß das Mädchen, Du siehst, es will nicht", rief er dem Joseph zu, indem er mit der einen Hand dessen Arm ergriff und mit der andern Liseli's Hand zu befreien suchte.

„Was geht's Dich an", zürnte Jener, „ist das Meitschi Deines?"

Ohne Antwort auf diese Frage riß Hans das Mädchen los und stellte sich vor den Joseph hin, während das Liseli sich schnell zu entfernen suchte. Aber mit einem Sprung war Joseph hinter ihm drein und faßte es noch einmal. Im gleichen Augenblick fühlte er auch Hansens Faust im Nacken, die ihn mit eiserner Kraft rücklings zu Boden riß. Das war nun freilich dem Joseph zu viel, und kaum stand er wieder auf den Beinen, so fiel er wie wüthend über seinen Gegner her und Beide faßten sich nach ächter Schwinger Weise. Umsonst bat Liseli den Hans, daß er doch um Gotteswillen loslassen und seiner Wege gehen möge. Drinnen aber im Hause hörte man den Streit und eilte heraus. Kaum hatten die Bursche

die beiden Kämpfenden erblickt, als sie, wie es auf dem Lande zu geschehen pflegt, zwei Parteien bildeten, indem sich die Freunde eines Jeden seiner annahmen. Die Entwicklung einer solchen Szene hat nicht Unähnlichkeit mit dem allmäligen Herannahen eines drohenden Gewitters: die aufsteigenden Wölklein vergrößern sich zusehends durch zuschwimmende Nebel und eröffnen auch ihrerseits gegen die bereits aufgezogenen Wolkenkolosse ihr blitzendes Plänklerfeuer. Die Empfindeleien der Einzelnen, frühere, wirkliche oder nur eingebildete Streitgegenstände, gegenseitige persönliche Abneigungen, die nicht selten aller vernünftigen Gründe entbehren und rein auf Instinkt zu beruhen scheinen, giftige Witze und Bemerkungen hüben und drüben werden wach und üben eine dämonische Macht über die Gemüther aus, so daß plötzlich das Gewitter in schwarzem Groll und mit furchtbaren Dunstknäueln umher sich lagert. So war es auch hier, und trotzdem, daß einige ältere Männer dazwischen traten, entspann sich bei der Erhitzung der Köpfe schnell ein allgemeines Handgemenge und eine derbe Prügelei. Vergeblich machten die Geiger einen Versuch, durch einen rauschenden Walzer die Tanzlust zu kitzeln und hiermit eine Vermittlung durch das schöne Geschlecht herbeizuführen, dem ja jeder Ton schnell in die Beine sticht; heute mußte wieder einmal probirt sein, wer Meister bleibe, und wie ein zermalmender, die Aehren knickender Sturm ging es durch die Reihen der Bursche. Hageldicht fielen die Schläge; diese granitenen Gestalten wurden plötzlich wie

wüthende Katzen, die in gewaltigen Sätzen aufeinander eindrangen und mit kühnen Griffen sich zu umklammern und zu bodigen suchten. Mitten in diese krampfhaften Wuthausbrüche hinein aber ertönte plötzlich ein markdurchdringender Schrei; einer der Kämpfenden hatte im Gedränge das Messer gezogen und dem Joseph einen Stich versetzt. Das Blut floß.

Jetzt änderte sich plötzlich die Szene. Der Knäuel der Kämpfenden löste sich auf, ein Jeder schlich sich bei Seite. Namentlich die Freunde des Fluhhans waren schnell vom Platze verschwunden. Nur er selbst stand da und mußte hören, wie Diejenigen, welche den Verwundeten bei Seite schafften, ihn heftig der That beschuldigten, von der ihn sein Gewissen völlig freisprach. Er hatte wohl tapfer dreingegriffen, aber das Messer hatte er nicht gezogen. Gerade seine körperliche Kraft leistete für den Unbefangenen den Beweis, daß er keiner andern Waffe bedurfte. Der Starke braucht nicht das Werkzeug der Hinterlist. Das Liseli stand bleich und zitternd in der Nähe. Wie sehr wünschte es jetzt, daß es den Weg am Wirthshause vorbei gemieden und lieber unter dem Gespött und Gelächter der Andern zurückgekehrt wäre, aber es war zu spät!

Der verwundete Joseph, der wohl selbst nicht wußte, wer ihm die Wunde beigebracht, aber gerne den Hans für den Thäter hielt, warf diesem noch einen grimmigen Blick zu, und um ihn zu höhnen, rief er ihm giftig den Schimpf nach: „Also auf dem Eizigrat oder im Hunger-

loch wollt ihr Hochzeit halten? Aber das mußt Du wissen, daß ich bei Liseli „z'Chilt“ war, „g'öb Du“ (vor Dir)!“

Dieses Wort machte in Hans das Blut kochen. Er kehrte sich um und rief ihm zu: „Du lügst!“ Joseph aber antwortete ihm nicht mehr. Der Blutverlust hatte ihm plötzlich eine Ohnmacht zugezogen und bleich, wie todt, lag er auf der Bahre, auf der sie ihn aus dem Gewühl in's Haus seines Vaters trugen.

Das Liseli, von Angst und Bangigkeit überwältigt, war entflohen. Vergeblich suchte Hans es noch mit einem Blick zu erspähen, eine Antwort auf Joseph's Schimpf in seinen Augen zu lesen. Wie vernichtet in seinem Innern stand er rathlos und unschlüssig da. Was hatte er verbrochen? Er hatte den Joseph nicht gestochen, — dieses feste Bewußtsein gab ihm Muth und neue Kraft, wenn auch ein ganz anderes Gefühl, das wie ein höllisches Feuer in seinem Innern brannte, ihn fast übermannte. Nach und nach kamen auch wieder einige seiner Freunde aus dem Tanzsaal zu ihm hinunter, die, nach und nach ruhiger geworden, die Sache nun auch ruhiger überlegten, und, als Jemand den Bericht brachte, des Joseph's Wunde sei nicht gefährlich, nun bald sich selber und dem Hans Muth einsprachen und ihn einluden, mit ihnen hinaufzugehen und noch eine Flasche zu trinken. Sie wollten dann „bei Gott“ sehen, wer den Bergheimern etwas anhaben könne und der Hans sei im vollen Rechte gewesen. Erst jetzt recht müßten sie da bleiben und zeigen,

daß sie sich nicht fürchteten. So ging denn Hans mit ihnen hinauf; die Gewalt der Musik hatte wieder die Oberhand gewonnen und die Furcht, vor den gestrengen Landvogt geladen oder gar vor den gnädigen Herren und Obern in Bern in einen Prozeß verwickelt zu werden, hatte die Leidenschaft auch der Gegner gedämpft. Das Gewitter hatte sich verzogen, der Himmel schien wieder rein, nachdem der zündende Schlag mit heftigem Rollen und Grollen heruntergefahren; die Augen blickten wieder hell und freudig, wie die Tropfen auf den Rosen nach einem Abendregen.

Als Hans in die Wirthsstube eintrat, fuhren mehr als ein Dutzend Gläser von Freunden und Bekannten in die Höhe, und ringsum erscholl es: „Hans, he da, es gilt, thu' eins Bescheid!" Das seien Dummheiten gewesen, daß man sich so ereifere ob Nichts und wieder Nichts; aber man wisse wohl, wer die ganze Geschichte angerichtet habe und die müsse es noch einmal zu merken bekommen. Jetzt erschallte wieder der aufbegehrerische Ton der Klarinette vom Tanzsaal herunter, die Geigen quieckten dazwischen, das Gebrumm der Baßgeige und das schmetternde Tä-rä-tä-dä der Trompete lockten die Paare herauf und zogen sie in den Wirbel und Wellenschlag des Vergnügens hinein. Hans blieb unten in der Gesellschaft seiner Bekannten; mehr als je sprach er der Flasche zu und seine finstern Blicke wichen nach und nach dem Geiste der Lustigkeit und der Spottlust, die jetzt über ihn kamen. Eine sonderbare Stimmung hatte

sich seiner bemächtigt. Sein Inneres schien wie ein glühender Stein; was half es ihm, daß er Glas auf Glas hinunterstürzte? Es war ihm weh im Herzen, und doch fing er bald an, mit seinen Kameraden wieder zu singen, daß es weit in die hereinbrechende Nacht herausschallte:

„I de Flüehne ist mis Läbe,
Unte=n=im Thal thu=n=i kei gut“,

dann wieder:

„Der Ustig wott cho,
Der Schnee zergeit scho“,

und wie sie alle heißen, die originellen Volkslieder des lieben Bernerlandes, — eines um das andere kam an die Reihe und Hans sang und jubelte mit. Das Herz blutete dem starken Burschen, aber er trank und sang es mit, das alte, bekannte Kiltbubenlied, in das der Chor stets brüllend einfiel:

O Uli, min Uli, chumm Du zue mer z'Chilt,
Ich bache D'r Schnitte,
Sie si gar nit bitter,
Sie si gar so mild.

O Eisi, mis Eisi,
I darf nit geng cho,
We's der Aetti vernehmti,
Wie würd's mer ergoh?

O Uli, min Uli, der Aetti seit nüt,
Er thuet si verschwere,
Er well's nümme wehre,
Es helfi doch nüt.

Einer that es dem Andern im Starksingen zuvor; je mehr geschrieen wurde, desto schöner, glaubten sie, sei der Gesang, desto größer die Harmonie. Der schon damals übliche vierstimmige Gesang schien ihnen viel zu einfach; es mußte in allen Tonarten und wenigstens siebenstimmig gesungen werden; das konnten die in den Gesangvereinen, welche die langweiligen Lieder von Gott, Natur und Vaterland sangen, nicht.

Die Stunden rannen vorüber, — dem Fröhlichen schlägt keine Stunde. Immer höher ging's oben im Tanzsaal her; immer lustiger, witziger, giftiger ging es auch unten bei unsern Bergheimer Zechern, zu denen längst noch einige urchige Burschen von Oberhofen sich gesellt hatten. Es wurde Mitternacht, als der Bericht kam, Josephs Zustand habe sich verschlimmert, er liege im Sterben. Das war Wasser in's Feuer der Zechenden. Hans wurde kreidebleich; aber es wurde fortgetrunken, immer fort; wer hätte jetzt Halt geboten? —

Eifersucht, du hyänenartiges Scheusal, wie viele Opfer hast du schon hinuntergewürgt in deinen blutdürstigen Rachen! Da saß nun auch der Fluhhans mitten unter den zechenden, singenden und lärmenden Gesellen; er tollte und tobte mit; vom Gestampfe der Tanzenden ächzten die Dielen über ihm; der letzte Bericht über Joseph's

Zustand hatte ihn wohl einen Augenblick still gemacht, keineswegs aber so berührt, daß er darob im Innersten erschrocken wäre. Ihm saß ja eine ganz andere Wunde im Herzen; ein vergifteter Pfeil hatte ihn getroffen, der sein Blut in eine fieberhafte Wallung versetzte, welche ihm so bange machte, daß er hätte hinsinken mögen vor Muthlosigkeit und Schwäche. Joseph's Worte: „Das mußt Du wissen, daß ich bei Liseli z'Chilt war, g'öb Du", — braunten ihn wie höllisches Gift; die Welt schien sich augenblicklich mit allerlei Spuckgestalten wie ein wüstes Chaos um ihn zu drehen; im Mittelpunkt desselben aber zuckte sein Herz und ein ungehörter Wehschrei gellte durch's Dunkel seiner Brust, wie der Sterberuf eines Gemordeten im finstern Walde. Wie bald ist doch den Lippen ein Wort entflohen; es kehrt nicht mehr zurück zu dem, der es gesprochen, wie der Pfeil nicht mehr zurückkehrt zu dem, der ihn entsendet! Es vergiftet die Seele, das ganze Leben des Andern, — Niemand mag ihn heilen, Niemand kann seinen Schmerz lindern!

So war es hier der Fall. Joseph hatte aus Eifersucht ein unbedachtes Wort gesprochen; es war eine Lüge oder hatte wenigstens nur einen Schein von Wahrheit an sich, wie der Leser sofort erkennen wird, wenn er uns erlaubt, in unserer Erzählung noch Etwas zurückzugehen, um den Zusammenhang der eben erzählten Begebenheiten klar zu machen. —

Es war am Abend vor dem Tanzsonntag, als der Joseph nach dem Nachtessen von Sager's Peter vor's

Haus herunter gerufen und eingeladen wurde, in's Wirthshaus herauf zu kommen, da Sepp's Jakob heute den „Einstellet" gebe und Joseph bei diesem Anlaß nicht fehlen dürfe. So oft nämlich ein junger Bursche von den Andern die Erlaubniß erhält, mit ihnen die sogenannten Kiltzüge mitmachen zu dürfen, oder zu „fenstern", wie sie es heißen, so hat er die Verpflichtung, ihnen dafür am ersten Abend ein kleines Fäßchen Wein zu bezahlen, nach dessen Genuß die Einstellung oder der erste Kiltgang stattfindet. Der Kiltgang war eben ehemals so allgemein, daß Reich und Arm der Sitte huldigte und Mancher, der längst mit andern alten Gewohnheiten, Sitten und Vorurtheilen gebrochen hatte, in dieser Hinsicht dem Landesgebrauche als einem förmlichen Zwange folgen mußte, wenn er nicht schwere Züchtigungen erleiden oder doch beständig gehöhnt und verfolgt werden wollte. Wohl mochte zu den Zeiten, als die Burgundionen das westliche Helvetien einnahmen, als die heidnische Sitte noch nicht dem Einflusse des Christenthums gewichen, die Bevölkerung geringer war und die Wohnungen entfernter von einander lagen, das burgundische Erbtheil des Kiltgangs einigermaßen entschuldigt erscheinen; heute aber, wo die Kultur die Ansichten über das Weib und seine Stellung zum Manne geläutert und gehoben hat, wo der gesellschaftliche Zustand die männliche und weibliche Jugend nicht mehr in gegenseitiger Unbekanntschaft läßt, dürfte dieser uralte Gebrauch schwerlich mehr gerechtfertigt sein, am allerwenigsten in der nur

zu oft Geist und Körper zerrüttenden Weise, in welcher derselbe leider da und dort noch geübt wird, um in eine wüste Schule der Sinnlichkeit und der sittlichen Verworfenheit auszuarten.

Der angehende Kiltgänger muß sich auf seinen Gang vorbereiten. Wenn er vor das Fenster seines Mädchens kömmt, so hat er, der Uebung gemäß, einen sogenannten „Nachtspruch" herzusagen, welchen er bei irgend einem Buchbinder auf dem Lande oder bei einem Winkelkrämer in Bern kauft und der gewöhnlich vier bis sechs Druckseiten hindurch den hellsten Unsinn und die rohesten Tölpeleien enthält, die man sich denken kann. Einen solchen „Nachtspruch" sollte nun auch Sepp's Jakob heute Abend vor dem Fenster seiner Erkorenen aufsagen, um ihre Zuneigung zu gewinnen. Aber bei der Sache war ein Hacken. Wohl hatte er einen ganz neuen bekommen, der an Blödsinn alle bisher bekannten übertraf und zwar so sehr, daß Jakob die größte Mühe hatte, ihn mit seinem gesunden Menschenverstande auswendig zu lernen, daher er auch immer wieder dieses oder jenes Hauptstück daraus vergaß. Der Wein im Wirthshaus war bestellt und die Kiltbuben sprachen ihm tapfer zu, bis die Zeit heranrückte, wo der Gang gemacht werden sollte. Da erklärte Jakob auf einmal, er könne den Spruch nicht hersagen, es wirble ihm ganz merkwürdig im Kopf herum, er habe Alles rein vergessen.

„Es ist verflucht dumm, daß der Mond nicht scheint", sagte Joseph, „sonst könntest Du Deine Sache ablesen; Du kannst ja lesen wie ein Pfarrer."

„Und es muß nun einmal sein“, polterte der entschiedene Peter dazwischen, „Du hast es schon einmal verschoben, der Wein ist getrunken und umsonst sind wir heute nicht hergekommen. Nimm Dich zusammen und probier's.“

Aber der Jakob schien wenig Lust zu haben, das Wagstück zu versuchen. Er wollte bei einem ziemlich reichen Mädchen von angesehenen Eltern „fenstern“ und wußte noch keineswegs, wie er da ankommen werde; möglicherweise konnten die Knechte noch auf sein, oder der große Hofhund konnte ihn in die Waden beißen, — Alles Gründe genug, um ihn seinen Kiltspruch vergessen zu machen.

„Wißt Ihr was“, unterbrach jetzt Joseph das Gespräch, „mir kommt ein Ausweg zu Sinn. Der „Einstellet“ muß heut sein, aber wenn Du Dich fürchtest, stecken zu bleiben, so bring' heut' Deinen Spruch einer Andern. Du kannst nachher zu Deinem Schatz gehen, wann Du willst, Du hast dann die Erlaubniß dazu und Keiner wird Etwas dagegen haben.“

„Unterstützt“, „Bravo“, „Einverstanden“, tönte es von allen Seiten.

„Aber, wem soll es denn gelten?“ fragte Jakob kleinlaut.

„Ich weiß Dir Eine“, sagte Joseph ganz leise und geheimnißvoll. „Bring' Deinen Spruch dem Burgliseli. Der Fluhhans, von dem bekannt ist, daß er bei Liseli fenstert, ist schon seit drei Tagen im Gebirg und wird

heute schwerlich herabkommen. Er weiß, daß die Jagd verboten ist, aber er hat keine Ruhe, obwohl er schon zwei Mal beim Landvogt verklagt ist; er wird nächstens sicher in's Garn gehen. Dort beim Burgliseli probierst Du Deinen Spruch. Der Mond scheint nicht; wenn Du stecken bleibst, kannst Du wieder anfangen, oder an einem andern Ort fortfahren. Dort sind keine Knechte, die Einen abprügeln und keine Hunde, die Einem an die Beine schießen; die Alte wird auch ihr Betbuch längst weggelegt haben und schlafen, und wer weiß, vielleicht läßt Dich das Liseli ein."

Lautes Gejohle und Beifallsgebrüll folgte diesem Vorschlag. Jakob mochte wollen oder nicht, er mußte Folge leisten. So ging denn die nächtliche Ceremonie bei Burgliseli's Wohnung vor sich. Jakob blieb zwei oder drei Mal stecken; aber das Gelächter der im Dunkel der Nacht versteckten Bursche machte ihm jedes Mal wieder Muth und so brachte er seinen Spruch zu Ende. In der armseligen Burgwohnung regte sich keine Spinne; kein Lichtlein wurde im Hintergrunde von Liseli's Schlafkämmerlein angezündet, Alles blieb schweigsam, wie das Grab. Eine kurze Zeit machten die Bursche noch ihre Spässe, verstellten ihre Stimmen und pfiffen und heulten wie Nachteulen und wilde Katzen durch die Nacht hin. Dann zogen sie ab, um in's Wirthshaus zurückzukehren. Nur Einer von ihnen ging in der Dunkelheit abseits und schlug noch einmal den Weg nach der Burgruine ein; es war Joseph, der sein Glück allein bei Liseli

versuchen wollte, bei dem spröden Meitschi, bei dem er schon so oft an die runden Scheiben gepocht hatte, ohne daß das Riegelchen wäre zurückgeschoben worden. Auch jetzt hatte er einen vergeblichen Anschlag gemacht, obwohl er dem Mädchen halblaut seinen Namen hineinflüsterte; es blieb Alles still, wie vorher, und so kehrte er zu den lärmenden Genossen in's Wirthshaus zurück und spühlte seinen geheimen Aerger mit Wein hinunter.

Das war also das „Chilten“ bei Liseli gewesen, dessen Joseph sich gerühmt, und Liseli war vor dem Fluhhans so tief erröthet, weil es ihm von Allem nichts gesagt, obschon es doch in der Nacht noch dem Geliebten Alles hätte sagen können, denn Hans war ja noch zu ihm gekommen, als er aus den Bergen zurückgekehrt war. In voller Jägertracht hatte er an's Fensterchen geklopft; der eben aufgegangene Mond goß sein silbernes, keusches Licht über die Gegend aus und beleuchtete Fluhhansen's Gestalt in festen, klaren Umrissen, so daß das Liseli nicht fehlen konnte, das weiße Vorhängchen zurückschob und im einfachen Nachtkleid mit klopfendem Herzen dem Geliebten die Hand durch's Fenster entgegenstreckte.

Ja, er war zurückgekehrt, der kühne, starke Gebirgssohn, der nur eine einzige Leidenschaft zu haben schien, die Jagd im Gebirge. Vorgestern, als der schwarze Schleier der Dunkelheit noch wie ein Riesenteppich tief unten über die Wohnungen der Menschen ausgebreitet lag, war er aufgebrochen, um nach Wild zu streifen. Die entfliehende

Nacht lagerte bald nur noch wie ein graues Zwielicht über dem Alpengelände, je höher er stieg, und dann brach mit einem Mal die Sonne wie eine ungeheure Feuerkugel über die Gebirgshörner herauf und überfluthete mit ihren Lichtwogen, die wie Feuerlauinen zu Thal schossen, das ganze Gebirge. Ein Horn um das andere, Felswand um Felswand trat farbig und warm aus der Dunkelheit hervor. Wie froh, wie selig war da der Fluhhans droben in der Helle des Morgens! Aber nicht lange ließ er das majestätische Schauspiel auf sein bewegtes Herz eindringen; bald schritt er an Schluchten und Abgründen vorbei der höchsten Höhe zu, um die Gemsen in ihrem so weit über den niedern Erdentand erhabenen Reiche aufzusuchen. Hier beginnen jene ungeheuren Schwierigkeiten, welche allein starke und freie Menschen erzeugen, Schwierigkeiten, denen nur Menschenkinder Reiz abgewinnen können, deren Kräfte in immerwährendem Kampfe erstarkt und die nur in steter Ueberwindung des unmöglich Scheinenden aufgewachsen sind! In kühnem Sprung setzte der Fluhhans über klafterbreite Felsspalten, in deren Tiefe, unter azurnen Eisgrotten verborgen, das Gletscherwasser brauste, erstieg dann Schneefelder, die sich jäh gegen einen Abgrund neigten, gelangte da und dort auf Vorsprünge, wo er im aufgethauten Schnee die Fährten der schlanken Bergthiere gewahrte. Langsam schleicht er vorwärts, lauschend, ruhend, immer den Wind im Gesicht und erblickt endlich eine ganze Heerde friedlich ätzend unter einem Felsengrat, wo die Mittagssonne den Schnee ge-

schmolzen und dem zerbröckelten Gestein die nahrhaften, aromatischen Fluhgräser entlockt hat. Ein Schuß knallt und weckt weithin das Echo der Felsen auf; aber das getroffene Thier sinkt in einen Abgrund, wo es auch der furchtloseste Jäger nicht mehr heraufholen kann!

So hatte Hans seit ein paar Tagen die gefährlichsten Stellen des Gebirges durchstreift und war dann ohne Beute wieder herabgestiegen. Aber es hatte ihn nicht zu Hause gelitten; es war ja Feierabend, er mußte noch hinunter nach der Burgruine, wo ein liebendes Herz halb beklommen, halb sehnsüchtig ihm entgegenschlug. Und wie glücklich war er hier! Noch ganz anders, als droben in den Flühen bei den vergoldeten Felsspitzen, am himmlischen Licht der im Frühroth neuaufblühenden Schöpfung! Wo die wahre und unvergängliche Liebe einzieht in die Herzen, da breiten gute Engel ihre Fittige über die Seelen, um sie gegen alles Böse zu schützen! —

Und jetzt, vierundzwanzig Stunden später, nachdem Joseph das Gift der Eifersucht in Hansens Brust geträufelt, war es, als ob höllische Dämonen bei ihm eingezogen wären. Warum war er doch nicht in einen Schrund gefallen, nicht über eine steile Felswand heruntergestürzt? O, jetzt, wo sein Herz weinte und trauerte, wo er sich betrogen wähnte um das Glück stiller Häuslichkeit, das er mit dem Burgliseli zu begründen hoffte, jetzt hätte er am liebsten draußen sein mögen in der weiten, weiten Welt, wandern mögen von Schlachtfeld zu Schlachtfeld, selig in dem Gedanken, daß ihn vielleicht eine der

sausenden Kugeln treffe, nachdem er den fürchterlichen Tag der Enttäuschung gesehen!

In dieser Weise wogte der Strom der Gefühle auf und ab in seiner Seele; aber während er äußerlich ruhig blieb und an der Unterhaltung der Andern Theil zu nehmen schien, blickte er doch mit fast starren, verglasten Augen in die lärmende Gesellschaft hinein.

Es war weit über Mitternacht, als ein paar Haschiere des gestrengen Herrn Landvogts in die Wirthsstube traten und den Hans und zwei seiner Freunde, den erstern angeblich wegen Wilddieberei und Todtschlag, die andern wegen Mitgehülfenschaft verhafteten. Mit dem Joseph stand es gar nicht so schlimm, wie vorher gemeldet worden; aber er wollte den verhaßten Nebenbuhler um jeden Preis los werden, und so war denn sein Vater, der Amtmann, stehenden Fußes zum gestrengen Herrn Landvogt in's Schloß gegangen, hatte ihm den schmählichen Angriff auf das Leben des Sohnes in den schwärzesten Farben geschildert und die sofortige Verhaftung veranlaßt. Der Herr Landvogt war als ein Mann bekannt, der in solchen Dingen nicht immer die Weisungen seiner gnädigen Herren und Obern von Bern einholte, sondern öfters ein sehr gewaltsames und summarisches Verfahren einschlug. Eben jetzt war bei ihm im Schlosse ein höherer, holländischer Werboffizier auf Besuch; ein kurzes Verhör genügte, um die Schuld der in Haft Genommenen festzustellen und sie dem mit Ordenssternen gezierten, hohen Gaste mit einem frivolen Witz auszuliefern. Hans und

seine Unglücksgefährten, von denen der Eine aus Bergheim, der Andere aus Oberhofen war, wurden in der Nacht noch gebunden auf einen Wagen geladen und über Solothurn nach Basel geführt, von wo es den Rhein hinunter zum bernischen Regiment nach Holland ging. Ob dieser unfreiwilligen Reise krähte ihnen kein Hahn nach; was war in jener Zeit nicht Alles möglich?

Inzwischen hätte der Landvogt dennoch eine solch' schnelle Justiz nicht gewagt, wenn gegen Hans und seine Gefährten nicht noch andere Dinge vorgelegen hätten, die wunderbarer Weise ihnen selber mehr oder weniger unbekannt waren und auf welche wir hier noch kurz hindeuten müssen.

Die unparteiischen Geschichtschreiber unsers Landes sagen uns, daß das achtzehnte Jahrhundert für die schweizerische Eidgenossenschaft ein Zeitraum der Ermattung, der Absonderung und Entzweiung war. Jeder Ort hatte nur sich im Auge, keiner das Vaterland im Herzen. Das Ausland, vorzüglich Frankreich, entschied über unsere innern Angelegenheiten; die ersten Männer des Freistaates waren an die Fremden verkauft und ihr Vortheil beherrschte die Menge. Alte Formen waren geblieben, aber der Geist der Väter war entwichen. Das Volk war wohl das alte, kräftige und genügsame, aber sein Freiheitsstolz war gebeugt, eingeschläfert und sein Sinn nur auf zeitlichen Gewinn gerichtet, nur auf ruhigen Genuß seines Erwerbes bedacht. Der Gemeinsinn war erloschen. In den Städten herrschte eine Aristokratie der Geschlechter,

welche das Recht der Geburt geltend machte, und das Volk trug in Geduld das Joch. Auch im Staate Bern war das Volk zum willenlosen Knechte eines Herrenthums herabgesunken, welches, aus der Mitte der freien Bürger hervorgegangen, eifersüchtig auf die errungene Macht sich abgeschlossen und alle Gewalt an sich gerissen hatte. Nur selten traf einen Landbezirk das glückliche Loos, einen guten Landvogt zu erhalten, um so mehr, da die jungen Patrizier ihre Bildung meist im ausländischen Kriegsdienst, in den Kasernen von Paris, Turin und dem Haag erhielten und sich gewöhnten, die Bauern wie Söldlinge zu behandeln und sie zu blindem Gehorsam anzuhalten. Bern hatte im achtzehnten Jahrhundert ein Regiment im Dienste Frankreichs, zwei im Dienste der Generalstaaten Hollands und eines im Dienste des Königs von Sardinien; die Obersten dieser vier Regimenter hatten der Rekrutenkammer jährlich über die Zahl der Mannschaft Rechenschaft zu geben und jene selber leitete die Werbungen.

Gegen dieses bernische Familienregiment waren der Aufstand Davel's im Waadtland und die Verschwörung Henzi's in Bern gerichtet, welche beide unglücklich abliefen. Henzi und seine Freunde hatten auch unter dem Landvolk Verbindungen angeknüpft und im Geheimen zählten nicht wenige der freiern Köpfe in Thun und dessen Umgebung zu den Verschworenen. Auch der Vater des Fluhhans, wie die Väter der beiden mit ihm Verhafteten waren mit jener Bewegung zum Mindesten

einverstanden und hatten ihr Vorschub geleistet; Grund genug, sie und ihre Nachkommen unter geheime, polizeiliche Aufsicht zu stellen und sie bei der ersten besten Gelegenheit die väterliche Hand der „großmächtigen und gnädigen Herren“ von Bern und ihrer Landvögte fühlen zu lassen! Der Fluhhans empfand sie jetzt, diese Hand, denn sie lag schwerer auf ihm, als er zu tragen vermochte. Stumpfsinnig hatte er sich in sein Schicksal gefügt; er war verrathen, verbannt und verkauft, wie so mancher Andere, der in den Zeiten vor und nach der Helvetik seinen Vorgesetzten oder irgend einem Wichte Anlaß zu Haß und Klage gegeben!

Viertes Kapitel.

Von diesen Geschichten aus der Jugendzeit redete der Veteran droben in der Stube des Priors am flackernden Kaminfeuer bis gegen Mitternacht. Der Wind draußen, der ein heftiges Schneegestöber von Westen hertrieb und die Flanken des Hospizes mit Riesenschwingen peitschte, brachte keinen Unterbruch in die Unterhaltung der Beiden. Der feurige Asti that seine Wirkung und die Redeseligkeit erwachte bei ihnen mit einem wahren Strom von Herzlichkeit und beredtem Vertrauen.

Als der Veteran seine Erzählung bis zu seiner gewaltsamen Versetzung nach Holland beendigt hatte, gab der Prior, der bei den letzten Mittheilungen sein Haupt auf den linken Arm stützte und die Augen nachlässig mit der Hand beschattete, dem Gespräch plötzlich eine andere Wendung, indem er fragte:

„So hast Du ohne Zweifel auch den Hauptmann von der Leibwache des Prinzstatthalters von Holland gekannt?“

„Das will ich meinen“, versetzte der Veteran und fuhr mit der rechten Hand an den Kopf, als ob er salutiren wollte. „Ein Mann von ächtem Schrot und

Korn, der Kapitän Henzi, und dabei hat er so Vielen von uns Wohlthaten erwiesen! Es war für uns ein Trost, in der Fremde wenigstens eine Seele aus der Heimat zu haben, die väterlich für uns sorgte."

„Hast Du nie Etwas von seinen Schicksalen erfahren", fragte der Mönch, dessen Stimme plötzlich eine sonderbare Weichheit umschleierte.

„Nein", erwiderte der Veteran. „Man erzählte sich blos, auch er habe das Vaterland nicht freiwillig verlassen und ewige Verbannung halte ihn von der Heimat ferne. O, es war ein guter Mann", fuhr der alte Soldat fort, indem er jetzt seinen Blick fester auf das Gesicht des Priors richtete, „und hol' mich der große Korporal, wenn er nicht ganz Euch glich! Dieselben Augen, dieselbe Nase und", fügte er zögernd hinzu, „dasselbe Kinn. Wäret Ihr vielleicht gar mit ihm verwandt? Ihr seid kein Italiener und seid auch kein Walliser, Hochwürden; verzeiht mir, aber Ihr habt bisweilen eine Sprache, die mich an das alte, gute Bernerland erinnert."

Im Herzen des Priors kämpfte es gewaltig. Es kam plötzlich über ihn wie unsägliches Heimweh; die Erzählung des Graubarts hatte seine Seele geöffnet, und als ob es ihm doppelte Seligkeit gewährte, noch einmal im Geist in den Tagen der Vergangenheit sich zu ergehen, entriß er sich jetzt selber ein Geheimniß, das er zwanzig Jahre lang hier oben treu bewahrt hatte und das ihm auch heute nur das Vertrauen in die gewinnende Gerad-

heit des Veterans und das Bedürfniß, ein schweres Gemüth zu erleichtern, für den Augenblick entwinden konnte.

„Ja“, fuhr der Mönch jetzt mit blitzendem Auge auf, und seine Züge belebten sich mit wehmüthiger Freude, „ich bin dem Kapitän sehr nahe verwandt, er ist — mein Bruder!“ Und als ob er zu viel gesagt hätte, lehnte er sich mit einem tiefen Athemzug in den Stuhl zurück.

Der Veteran brach vor Erstaunen fast zusammen. „Hol’ mich der große, — verzeiht, Hochwürden, wenn ich mich vor Verwunderung fast nicht fassen kann. Wie sonderbar sind doch die Wege des Schicksals. Ihr habt gewiß auch viel gelitten, ehe Ihr Euch entschlossen habt, in dieser Schneewüste Euer Leben zu beschließen!“

Der Prior fühlte sich durch diese treuherzigen Worte zu weiterer Erzählung ermuntert.

„Ja wohl“, begann er wieder, „wunderbar sind die Wege Gottes, die er uns arme, schwache Menschen führt! Wisse denn, mein graubärtiger Kriegsfreund, den ich im Gewühl der Schlacht erprobt gefunden und dem ich mein Leben verdanke, daß auch mich ewige Verbannung aus dem Vaterland getroffen hat, wie meinen Bruder, denn wir sind Söhne des unglücklichen und doch in meinen Augen ewig verehrungswürdigen Hauptmanns Samuel Henzi, der die Verschwörung gegen die aristokratischen Geschlechter in Bern angezettelt und sein Beginnen nachher mit dem Leben auf dem Schaffot bezahlt hat. Traurige Erinnerungen das, — sie ziehen wie eine unabsehbare

Schaar schwarzer Wolken an meiner Seele vorüber und werden mir bis an's Ende das Dasein verdüstern! Es ist mir, als ob es gestern wäre, daß die Hinrichtung stattgefunden. Am sechszehnten Heumonat, mitten im heißen Sommer, fiel das Haupt meines Vaters und seiner Freunde. So jung wir waren, wir mußten sein Ende mitansehen, seinen Tod miterleben im Anschauen eines entsetzlichen Schauspiels, das ich nie mehr aus meiner Phantasie auslöschen kann! Und wie groß trug mein Vater das Unglück, das ihm ein undankbares Vaterland auf die Schultern gewälzt; an den Beispielen der alten griechischen und römischen Bürger, mit deren Tugenden er seine Seele erfüllt, hatte er sterben gelernt, in dem Bewußtsein, nur die Herstellung des alten, guten Rechtes der Bürgergemeinde gewollt zu haben! Er war im Stande, seine Unglücksgenossen noch im Angesicht des Todes zu trösten. Das Haupt seines Freundes Vernier fiel zuerst; aber erst auf den dritten Hieb ward es vom Rumpf getrennt. Da sprach mein Vater die eines alten Römers würdigen Worte: „Es ist in dieser Republik Alles verdorben, bis auf den Henker!“ Auch er selber verlor erst beim zweiten Streich das Leben.“

„Unsere Mutter begab sich mit uns zu Schiffe; beim Aussteigen an der Schweizergrenze sagte sie zu den Umstehenden in ihrem Schmerz: „Wenn ich wüßte, daß diese, meine beiden Söhne, die ich mütterlich liebe, nicht einst das Blut ihres Vaters rächen würden, so wollte ich sie lieber in den Fluthen zu Grunde gehen sehen!“

Die Rache ist des Herrn; sie ist gekommen, aber nicht durch uns; das Kriegsgewitter, das von Westen her unserm Land nahte und es in seinen Verheerungslauf mit hineinzog, hat sie getroffen, die in ihrem Hochmuth jedem Sturm zu trotzen meinten, aber freilich mit ihnen auch Tausende und Tausende von Unschuldigen. Das Patriziat ist gesunken, die regimentsfähigen Geschlechter sind von der Höhe ihres politischen Wahnes herabgestürzt; in stolzer Sicherheit und Selbstüberhebung haben sie die Zeichen des herannahenden Sturms, die sich im Vaterland in den Volksbewegungen der Kantone Freiburg und Zürich und im benachbarten Frankreich kundgaben, nicht begriffen, bis die Windsbraut sie erfaßte und ihr morsch gewordener Herrscherstuhl vom sozialen Erdbeben zertrümmert wurde."

Mit wachsender Ehrfurcht hörte der Veteran den Reden des greisen Mönchs zu. „Euer Vater war in protestantischem Glauben geboren", wagte er jetzt zwischen hinein mit nachdenklicher Miene und gesenktem Blick zu bemerken, „und doch in der Schlacht von Montenotte schon waret Ihr Priester der katholischen Religion?"

„Ich weiß, was Du damit sagen willst", erwiderte der Prior, „aber ich habe mir keine Vorwürfe zu machen. Die Verhältnisse sind oft stärker, als die Menschen, und ich wurde gezwungen, das zu werden, was ich scheine und doch nicht bin. Aber ich trage diese Hülle im Geiste Dessen, der gesprochen hat: „Selig sind die Armen, denn

ihrer ist das Himmelreich! Kommet zu mir, Ihr Mühseligen und Beladenen, ich will Euch erquicken!“

Der würdige Greis mit den silberweißen Haaren schien bei diesen Worten größer zu werden; sein Auge leuchtete von einer dunklen Wehmuth und einer ganz sich hingebenden Güte. Er goß von Neuem Wein in die geschliffenen Kelchgläser, nöthigte den Veteranen zum Trinken und fuhr dann fort: „Meine Haare sind jetzt weiß, wie die umliegenden Schneefelder, und mein Scheitel kahl, wie die darüber sich erhebenden Felswände. Aber auch ich war einst jung und mein Auge blickte heiter und freudig in der weiten Gotteswelt umher, wenn mir auch, wie dem Bruder, das Unglück des Vaters eine Richtung zum Ernsten hin gegeben hat, die uns nie mehr verließ. Mein Bruder hatte sich dem Kriegshandwerk zugewendet; ich studirte in Deutschland, wo der Vater eine Menge Bekannte und Freunde besaß, die Gottesgelehrsamkeit und kam nachher als Hauslehrer in ein reiches, gräfliches Haus nach Mailand, wo ich zwei holde Knaben zu unterrichten hatte, in deren sorgsame Erziehung sich ihre Mutter und eine geistvolle Schwester mit mir theilte. Diese war schön und gut, wie ein Engel; es ging nicht lange, so hatte ich ihre volle, innige Zuneigung erworben. Der Graf war seit ein paar Jahren gestorben; die Mutter schien dem Bündniß unserer Herzen Nichts entgegen zu setzen, bis ein reicher und naher Anverwandter meiner von mir angebeteten Julia hoffnungslos um sie warb. Er entdeckte bald den Grund der gegen ihn be-

obachteten Zurückhaltung und ich wurde augenblicklich der Gegenstand seines glühenden Hasses. Ich entging bei meinen Spaziergängen am Abend, wo ich frei über meine Zeit verfügen konnte, mehreren Angriffen auf mein Leben; aber wer bürgte mir dafür, daß sie nicht wiederholt würden und daß ich immer so glücklich davonkommen werde? Wußte doch schon zweihundert Jahre früher die schweizerische Tagsatzung auf ihrer Versammlung zu Baden 1568 kein besseres Mittel zur Vertilgung und völligen Ausreutung der vielen Landesverbannten (damals „Pandyten“ genannt), als daß sich dieselben gegenseitig umbrächten; das wurde ihnen sogar gegen Straflosigkeit wirklich erlaubt, weil auch die italienischen Fürsten nur auf diese Weise in ihren Ländern des „unnützen Gesindels“ ledig geworden! Die traurige Anschauung hatte sich leider auf die folgenden Geschlechter vererbt, und die Gewohnheit, die im Vaterlande lange Zeit galt, durfte wohl ungestraft auch jenseits der Berge geübt werden. Mein Nebenbuhler hatte auf Umwegen meinen Namen erfahren, und daß ich verbannt sei. Von diesem Augenblick an wurde ich von der Mutter meiner Zöglinge mit Mißtrauen betrachtet; Abends sah ich mich von unheimlichen Gesichtern verfolgt; ich sah voraus, daß ich nicht einmal im ehrlichen Zweikampfe, sondern mit Hinterlist fallen werde, — und so geschah es.

„Wir bewohnten eine prächtige Villa, umgeben von reizenden Gärten und beschattet von den schönsten Bäumen. In unmittelbarer Nähe lag ein Kloster, dessen idyllische

Ruhe mich oft angezogen und dessen Abendglocke ich nie vernommen hatte, ohne im Geist in meine Heimat entrückt zu werden. An dem Tage, von dem ich spreche, war ich mit meinem ältern Zögling ausgegangen; wir suchten Pflanzen und ich erklärte ihm die Art und den Bau derselben. Plötzlich knallt aus dem nahen Gebüsch ein wohl gezielter Schuß; ich fühle mich getroffen, sinke nieder, schwimme in meinem Blut. Ich höre noch den Wehschrei des nach der Villa zurückeilenden Knaben; dann vergehen mir die Sinne.

„Ich weiß nicht, wie lange ich dagelegen; mitleidige Leute trugen mich in das nahe Kloster, wo man mich kannte und wo ich bereitwillige Aufnahme fand.

„Als ich für kurze Zeit aus meiner Ohnmacht erwachte, sah ich mich von ernsten Gestalten mit bärtigen und doch freundlichen Gesichtern umgeben; die Sorge um mein Leben schien ihnen nahe zu gehen und sie wandten alle erdenkliche Kunst an, mich zu retten. Aber bald sank ich wieder in Bewußtlosigkeit zurück, die sich später zu wirren Fieberphantasien aufhellte. Zwanzig Tage lang kämpfte ich mit dem Tode; dann kehrte allmälig die Besinnung zurück und ich hatte nun, obgleich von großer Schwäche befallen, hinreichend Muße, meine Lage zu erwägen und meine Umgebung genauer zu betrachten.

„Ich war durch die Brust geschossen und meine Wunde heilte nur sehr langsam; die Kugel sitzt noch da drinnen (bei diesen Worten legte der Prior seine Hand an die

rechte Seite), aber meine gesunde Natur siegte endlich über die immer wiederkehrenden Fieberanfälle. In einem dieser erregten Momente war es mir, als ob ich Julien mit meinem Nebenbuhler, mit meinen beiden Zöglingen und ihrer Mutter vor mir stehen sähe; sie machten Zeichen des Abschiedes und verschwanden dann in einer dunkeln Wolke. Ich hatte mich nicht getäuscht; wie mir der Prior des Klosters nachher erzählte, hatte Julia nicht ohne heftige innere Kämpfe auf das Andringen ihrer Mutter und Verwandten mir entsagt und dem Vetter ihre Hand gereicht. Sie waren gekommen, um sich nach meinem Befinden zu erkundigen und, während ich in Fieberträumen lag, von mir Abschied zu nehmen. Sie hatten eine bedeutende Summe Geldes dem Prior zugestellt mit dem Ersuchen, auf's Beste für die Herstellung meiner Gesundheit besorgt zu sein und für meine Zukunft das Möglichste zu thun. Dann waren sie abgereist, nach dem Süden des Landes, wo der glückliche Rival reiche Güter besaß; ich habe sie nie wiedergesehen!

„Ich genas endlich. Der Schmerz der Trennung von Julien hatte sich in den ersten Wochen beklemmend um meine Seele gelegt; aber die schweigsame Ruhe des Klostergartens, die balsamischen Lüfte, die ich in demselben einathmete, die freundlichen Mönche mit ihren milden, jedes Fanatismus entbehrenden Betrachtungen und Zusprüchen, die Bücher endlich, die ich in dieser reizenden Einsamkeit las, brachten in meinem Geiste den Entschluß zur Reife, der mir von dem Vorsteher des

Klosters mehr als einmal mit überredender, väterlicher Güte nahe gelegt worden war.

„Was willst Du beginnen, mein Sohn?“ hatte er einst im Garten zu mir gesprochen, als eben die Sonne glühend am Rand der niedern Berge herabgegangen war und weit und breit ein blauer Duft sich wie süße Weihrauchwolken über das Land ergoß und das Herz mit Seligkeit erfüllte. „Das Schicksal Deiner Familie ist uns nicht unbekannt geblieben und ohne Zweifel hat es, fortwirkend in seinen Folgen, Dein jetziges Unglück verschuldet. Nimm es als einen Wink aus der Hand des Allmächtigen. Unglück führt zu Gott; Dich hat er rings umgeben mit seinen Schrecknissen, aber auch umfangen mit seinen Vaterarmen. Fühlst Du nicht, wie er Dich zu sich zieht mit unwiderstehlicher Gewalt? Das Vaterland hat er Dir verschlossen mit ewiger Verbannung; mit Mördern und Banditen hat er Deinen Weg umlagert und mit Entsagung Deinen Pfad verdornt, aber er öffnet Dir eine neue Heimat, ein Land, das von Milch und Honig fließt und das schützend seine Satzungen, wie Berge Gottes, um Dich breitet. Bleibe bei uns; kehre zurück in den Schooß der katholischen Kirche. Lerne Gutes thun im Stillen; lebe mit der Natur und mit Gott und erfülle seinen Willen, den er zu einem Gebote gemacht hat für alle Menschen!“

„Es lag etwas Verführerisches für mich in diesen Worten; sie wirkten wie ein berauschender Trank und — was sollte ich in meiner Lage beginnen? Die

lockende Aussicht, die man mir eröffnete, daß für mich gesorgt werde, während ich umgekehrt beim bevorstehenden Austritt aus dem Kloster wie ein vogelfreier Mann dastand und jeden Augenblick neuen Gefahren entgegenging, gab endlich den Ausschlag. Ich wechselte den Glauben, erhielt die Tonsur und nahm das Ordenskleid, das Du heute noch an mir siehst."

„Es war ein großer Schritt, hochwürdiger Vater", sagte der Veteran, der sinnend vor sich niederblickte. „Aber wie seid Ihr denn, erlaubt mir die Frage, wieder mitten in's Gewühl des Krieges gekommen?"

Wie ein Schatten von Wehmuth flog es bei diesen Worten des Soldaten über das Gesicht des Priors. Er schwieg einen Augenblick; dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort:

„Nach meinem Uebertritt hatte man mit meiner Einwilligung festgesetzt, daß ich im Kloster bleiben, vorher aber ein Jahr in Rom zubringen sollte, um daselbst noch einige Studien im kanonischen Recht zu machen und mich über die Ritualgesetze der katholischen Kirche besser zu orientiren. Ich hatte in Deutschland eifrigen Studien obgelegen und stund an Wissen hoch über den Mönchen des Klosters, ausgenommen den Vorsteher desselben, dessen Ruf als Prediger, wie als Gelehrter nicht unbedeutend war. Er erkannte meinen glühenden und strebsamen Geist und mochte wohl fühlen, daß ich, ehe ich mich für immer der Welt entzöge, sie noch einige Zeit gesehen haben und mich mit den Lehrmeinungen der Kirche besser

vertraut machen müsse. Seinem Fürwort hatte ich es zu verdanken, daß im Konvent der Väter beschlossen wurde, mich mit Hülfe der von der gräflichen Familie deponirten Geldsumme wenigstens für ein Jahr nach Rom zu senden."

„Ihr waret in Rom, Ihr habt den Papst gesehen?"

„Ja wohl, aber nach Ablauf der gesetzten Frist kehrte ich enttäuscht und fast mit sehnsüchtigem Verlangen wieder in's Kloster zurück. Wie soll ich Dir klar machen, was mich für Gedanken und Gefühle bewegten? Stelle Dir vor, Du sehest den St. Petersdom in Rom. Er gilt für die prachtvollste Kirche der Erde. Die größten Meister der Architektur, der Bildhauer- und Malerkunst haben an ihm gearbeitet. Schon am ersten Tag, als ich nach der ewigen Stadt kam, besuchte ich dieses Wunderwerk der Baukunst. „Ist dies eine Kirche?" fragte mich ein erstaunter Engländer, der zugleich mit mir in die Halle getreten war, so mächtig und überwältigend ist der Eindruck, den dieses Gebäude auf uns macht. Wenn man schon hundert Schritte innerhalb des Kirchenschiffs gegangen ist, so erscheinen Einem erwachsene Männer am entlegenern Ende des ungeheuren Bau's immer noch wie kleine Knaben. Das Kirchendach, auf das ich stieg, hat einige Aehnlichkeit mit einem geebneten Berggipfel; die beiden kleinen Kuppeln erheben sich wie zwei Kirchen über die Fläche; die große Kuppel nimmt sich aus wie ein Berg. Welch' ein Anblick bot sich mir da droben! Es war Abend; tief unter mir lag die ewige Stadt

mit ihren fünfunddreißigtausend Häusern und ihren dreihundertsechszig Kirchen. Dort sah ich das große Ruinenfeld des Kapitols, hier die gespenstigen Umrisse des Kolosseums, die gelben Fluthen der Tiber, in der Ferne die unabsehbare Ebene und weiter zurück die Abruzzen und, wie durch einen lichten Nebel, das im Glanz der Abendsonne funkelnde Meer! Und am andern Morgen, als ich wieder kam, was war das für eine Sonnenfluth, die aus dem blauen, wolkenlosen Himmel über den schimmernden Marmor des Riesenbau's herabfloß! Es war, als ob die Wärme derselben den steinernen Organismus beseelte und ihm ein höheres Leben einhauchte. Die steinernen Blumen wurden lebendig, die Wölbungen fingen an zu tönen, durch den ganzen Wald von Marmor ging ein Leben und Rauschen, — die Glocken klangen, die Orgel dröhnte, die Posaune schallte und die Chorgesänge brausten wie Feierklänge aus einer andern Welt an mein Ohr. Auf der höchsten Spitze der großen Kuppel aber streckte das goldene Kreuz seine Arme in den blauen Himmel empor und von dem Kreuze ging ein Glanz aus, der die umgebende Luft mit einem matten Goldschimmer erfüllte. Das ist St. Peters Dom, — ein Abbild und Symbol der katholischen Kirche selber!

„Der Geist der Wahrheit war mir in Deutschland bei meinen Studien zu sehr aufgegangen, als daß mich dieser äußere Prunk für lange hätte gefangen nehmen können. Ich erkannte neben ihm die ungeheure Anmaßung des hl. Vaters, der sich für das unfehlbare

Oberhaupt der Kirche ausgibt; ich sah den Ehrgeiz und die Habsucht der Kardinäle, die Millionen sammeln, als Nachfolger jener Apostel der Liebe, welche einst sprachen: „Gold und Silber haben wir nicht"; ich sah die unwissenden Priester und das hungernde Volk und ich mußte mir sagen: Diese Kirche ist nur ein versteinerter Organismus, aus dem das Leben des wahren Christenthums entwichen ist.

„Ich kam in unser Kloster zurück, ohne einer fühlenden Seele meine innersten Gedanken kund geben zu dürfen. Aber ich wühlte in den Schätzen unserer Bibliothek nach Werken, in denen ich ähnlichen Gesinnungen begegnete. Je mehr ich las und je länger meine ganze Kraft, die ich in mir fühlte, brach lag, desto mehr ging es mir auf, daß die Sorge des Priesters sich weniger den Lehrmeinungen, als den materiellen Sorgen und Bedürfnissen des Volkes zuwenden sollte. Der Mann nach dem Herzen Gottes muß ein Herz haben für die Mühseligen und Beladenen dieser Welt; er darf nicht in Genüssen untergehen, er muß mit dem gesammten Volk lieben und leiden!"

„Und diese große Lehre", sagte der Veteran, welcher während der letzten Worte des Mönchs mit halbgefalteten Händen dagesessen, „hat uns die französische Revolution wieder so recht anschaulich gemacht. Der Ruf Freiheit und Gleichheit und die Verkündigung der „Menschenrechte" haben auch unserem eigenen Vaterlande Erlösung gebracht vom Regiment der Zwingherren

und der mit ihnen verbündeten, herz- und gewissenlosen Priester."

„Ja", erwiderte der Mönch und der Blick seiner Augen wurde traurig, schwer und gedankenvoll. „Auch ich habe diesen Tönen gelauscht und die schmetternden Fanfaren des siegberauschten Menschengeistes haben mich, als ich die thatenlose Einsamkeit nicht mehr ertragen konnte, aus dem Kloster gelockt und in die Wogen des Krieges geworfen, wo Du mich getroffen und aus dessen Schrecknissen Du mich gerettet. Traurig ist der Friede, in dessen Schoos ein Volk versumpft und verfault; trauriger noch ist der Krieg, der die Wohnungen der Menschen zugleich mit ihren Sitten zertritt. Ich habe seine Hand gefühlt; sie lag schwer auf mir, bis ich endlich nach tausend Irrsalen in den Hafen der Ruhe, in der Eiswelt da oben eingelaufen bin."

„Welche Entsagung habt Ihr Euch auferlegt, ein ganzes Leben lang in dieser Oede zu hausen, umgeben von den Schauernissen der Natur! Ich hab's wohl allemal ein paar Tage auf den Bergen ausgehalten, so oft ich den Gemsen nachstieg; aber dann trieb's mich wieder hinab zu den Menschen. Es ist gar etwas Eigenes in dieser allem Leben abgestorbenen Bergwelt."

„Glaube nicht, daß das entsagende Herz dem Leben absterbe. Es fängt erst dann an recht zu lieben! Ja, ich möchte sagen, nur im Aether dieser höhern Weltanschauung wohnt das wahre Glück. Auch sind wir hier oben für die Arbeit und das Leben nicht verloren. Erst in

der Einsamkeit lernt man, daß alle wahre Religion nur Arbeit, Thätigkeit, Menschenliebe und inniges Erbarmen mit dem Unglück und den Leiden der Brüder ist. Wir haben hier viel zu thun, wann die Saumwege wieder gangbar und die Pässe wieder offen sind; es braucht mehr Aufopferung und Kraft, als Du vielleicht glaubst, Tag und Nacht hülfebereit die in Schneestürmen Versunkenen zu suchen, die Verlorenen zu retten, die Kranken und Schwachen zu stützen und zu beleben! Und dann sind wir auch in diesen schaurigen, winterlichen Höhen nicht ohne Erhebung des Geistes und Gemüthes. Allerdings starrt dem Auge in der mit ewigem Schnee und Eis umhüllten Alpenwelt die Natur in ihrer ganzen Riesenhaftigkeit entgegen. Da erheben sich tausend Thürme und Hörner und glänzen in verschleierter Majestät in die Länder der Welt hinaus. Da strecken Riesenkinder ihren azurnen Scheitel in die blaue Luft; Thäler voll Eis, fürchterliche Schluchten und schwarze Abgründe dehnen sich am Fuße dieser Kolosse, und ungeheure Schneemassen hüllen das ganze Gebirg in einen frostigen Mantel. Die Erhabenheit, die in diesen Kreisen herrscht, wirft uns in uns selbst zurück und ruft uns zu: „Mensch, du bist von heute!“ Und doch steigen die Menschen zu uns herauf in's Gebirg; die Noth, die den ewigen Wellenschlag des Lebens erzeugt und uns Alle zum Kampfe herausfordert, treibt den Einen aus dem warmen Italien in den kalten Norden, den Andern aus den Gegenden von Mitternacht an den Saum der südlichen Meere.

Aber auch in den sogenannten glücklichen Menschen liegt ein Drang der Sehnsucht, sich zuweilen dem Thale drunten zu entwinden und in die heiligen Hallen des Alpentempels hineinzutreten. Und hier fühlt ein solcher Wanderer in seinem Innern eine Saite angeschlagen, die bisher nur in der Tiefe der Seele geschlummert hat. Sein geistiges und leibliches Dasein verklärt, kräftigt und erhebt sich in dieser obern Welt; hier lauschen wir dem Schaffen des Weltgeistes im Riesenbau seiner Architektonik, hier auf den erhabenen Zinnen des Erdballs weht eine Geisterstimme, welche uns geheimnißvoll ergreift, die uns der Bande der Tiefe entfesselt, die Rache und den Haß, welche unsere Seele umdüsterten, vertreibt und uns Liebe und Frieden als das Himmelsband zeigen, das uns mit der ganzen Schöpfung verbindet!"

Der Veteran verschlang die Worte des ehrwürdigen Greises mit einer von Patriotismus und Thatenlust erglühten Seele. „Wie schmerzlich ist es doch für uns", sagte er, „daß wir Beide durch das Schicksal aus einem so schönen Vaterland vertrieben wurden. Ich habe Heimweh nach den Thälern des Berner Oberlandes und mitten im Lärm des Krieges schoß mir oft das Wasser in die Augen, wenn mir die Heimat zu Sinne kam."

„Selbst der verdorbenste Mensch kann das Gefühl für den Schauplatz seiner ersten Jugend nie ganz unterdrücken", erwiderte der Prior bewegt. „Auch bei mir kehrt es immer wieder zurück und ich steige oft auf die Paßhöhe, wo ich nach drüben hinunterblicken kann. Es

liegt so schön unser Vaterland; wie eine grüne Insel steht es an der Grenze zweier Völkermeere, deren Wellen sich am Fuß seiner Berge brechen. Möge ihm Gott Glück geben, so lange die Gebirge stehen! Ich höre sie noch heute von den grünen Triften herüber schallen, die Glocken der grasenden Heerden; von den Bergwiesen her vernehme ich im Geiste das frohe Jauchzen der Wildheuer; im Westen sehe ich die Sonne meiner Jugend niedersinken und im zitternden Abendroth erglänzen, wie ehemals."

„Was hindert Euch, zurückzukehren, ehrwürdiger Vater?" unterbrach der Veteran plötzlich mit einer starken innern Bewegung den Mönch. „Die Welt ist anders geworden seit unserer Jugend; die Herrschaft unserer Feinde liegt in Trümmern, der freie Bürger ist Meister im Lande."

„Es ist zu spät für mich", erwiderte der Mönch traurig. „Ich würde nur die bittern Wunden meines Herzens wieder aufreißen — und ich habe ja mit meinem Leben abgeschlossen. Ich bleibe, wo ich bin; Du aber ziehe hinüber mit dem Knaben und arbeite mit den Andern am Wohl unsers Vaterlandes. Schwere Tage hat es gesehen und auch weitere Prüfungen werden ihm nicht erspart bleiben. Aber ich trage die Hoffnung in mir, und der Geist meines Vaters flüstert es mir oft in stillen Stunden zu, daß es sich erheben werde durch die Kraft des gesunden republikanischen Volksgeistes, so daß wir einst noch geachtet dastehen vor den Völkern Europa's!"

In stummer Verehrung hatte der Veteran dem Prior die Hand gedrückt. Es war tief in der Nacht, als sie endlich sich erhoben und den Schlaf suchten. Der Veteran legte sich mit wunderbaren Gedanken und Entschlüssen erfüllt auf sein Lager; der Prior aber öffnete das Fenster seines Schlafgemaches und schaute noch lange in die Nacht hinaus. Die Bergkolosse hingen wie drohende Ungethüme links und rechts über die Siedelei der Mönche herein; kein Windhauch ging, nur einige der treuen Hunde hörte man draußen von Zeit zu Zeit bellen. Schmal, aber völlig klar that sich oben der Himmel auf und an seinem dunklen Rand glitzerten ein paar verlorene Sterne.

Fünftes Kapitel.

Es war ein strenger Winter zu Berg und Thal. Vier Monate lang mußten in den Niederungen Stege und Wege jede Woche, oft jeden Tag, neu gebahnt werden. Die Briefboten hatten ihre schwere Noth und nicht selten war ihr Verkehr mit der Post unterbrochen. Nicht viel besser waren die Futterknechte daran, welche außer den Dörfern das Vieh zu füttern hatten. Nur mit der größten Anstrengung, die Wurfschaufel in der Hand und im Schnee watend bis über die Kniee, konnten sie, oft nicht ohne Gefahr, von dem wirbelnden Schneesturm erstickt zu werden, zu den Ställen gelangen. Wenn sie in ihrer Vermummung so langsam daher wackelten, hätte man glauben können, das Land sei voll von Eisbären. Dabei waren die Berge in finstere Nebel eingehüllt; heulend raste der Sturm durch Schluchten und Abgründe über Triften und Höhen, Schneewehen gleich Staubwolken vor sich hertragend und Alles in Finsterniß hüllend, so daß die Menschen in der freundlichen Stube, die Vögel im dichtesten Grund der Wälder Schirm und Obdach suchten. Tief lag der Schnee in den weiten Ebenen des Landes; fast überall blieb den Leuten kaum

etwas Besseres zu thun übrig, als sich auf die Bank neben den warmen Ofen zu setzen und sich die Zeit mit Gesprächen zu verkürzen, ein Pfeifchen zu rauchen und bisweilen zu schauen, wie wild es draußen rauschte, toste und wirbelte, fast als ob alle Geister der Unter- und Oberwelt die Luft und den Schnee peitschten. Dazwischen wurde denn auch in den Hütten die halb verlorene Sagen- und Märchenwelt wieder aufgefrischt, und manchem jungen Herzen lag die Furcht nahe, es könnte eine Schneefluth über die Thäler hereinbrechen und die Menschen da in der Nähe der Berge für ewig unter die weiße Decke begraben. Staublauinen knickten da und dort ganze Wälder nieder und fegten mit schweren Kosten erstellte Aufforstungen in einem Nu hinweg.

Ein harter Winter ist ein böser Gast in den Thälern; aber wer kennt die Mühsale, die er den Bewohnern im Gebirg auferlegt? Und wer vollends sich in die Eiswüste der Gletscherwelt zurückgezogen hat, wie die Mönche am St. Bernhard und auf dem Simplon sammt ihren Knechten, der muß das Regiment des gewaltigen Herrschers doppelt empfinden. Klaftertief lagerte sich der Schnee auf der Simplonstraße, so daß sie immer auf's Neue wieder ausgegraben werden mußte; der beständige Sturz der Staublauinen versperrte nah und fern alle Wege und Stege. Unser Veteran, der doch die Stürme und Strapatzen des wechselvollen Krieges ausgehalten, verwunderte sich, wie viel rauher und mühseliger der Krieg hier oben mit der Natur sei. Er hatte in Rußland

wohl einen Vorgeschmack von all' diesen Süßigkeiten bekommen, aber, obgleich er ein Sohn der Berge war, — so hatte er sich die Sache doch nicht vorgestellt. Jetzt erst erfaßte er auch ganz den Gedanken des französischen Kaisers, durch dieses Gebirg mit dem Aufwande von vielen Millionen Franken eine so gewaltige Straße zu bauen; aber nicht minder heroisch dünkte es ihn nun, dieselbe zu unterhalten und offen zu bewahren. Tag und Nacht schwebte ihm hier oben in der Einöde das Bild des großartigen Werkes vor Augen; das ganze, politische Leben eines Volkes kam ihm vor, wie eine solche ungeheure Kunststraße mit ihren Schutzhäusern, Viadukten, Brücken und Gallerien, angelegt mitten durch das regellose Waldgestrüppe der Natur, im Dienste der Menschheit. Und das ganze Leben darauf, dachte er, ist Kampf und Krieg und Arbeit, und dazwischen steht wohl auch da und dort ein Kreuz oder eine Kapelle, wo Einer beten und in Gedanken an die Erreichung der Paßhöhe ausruhen mag! —

Unserm Veteran blieb indessen der rauheste Anblick des Winters auf dem Hospiz erspart. Kaum eine Woche lang hatte er mit dem Knaben auf den Wunsch des Prior's das Gastrecht in ausgedehntester Weise genossen, als er erkrankte. Ein heftiges Fieber warf ihn auf's Lager und hielt ihn um so länger an dasselbe gefesselt, als sein fester und abgehärteter Körper demselben kräftig Widerstand leistete. Trotz der liebevollsten Pflege lag er wochenlang in einem dumpfen Schlummer, der nur bisweilen

von Fieberphantasien unterbrochen wurde. In diese Phantasien mischte sich der Inhalt der mit dem menschenfreundlichen Prior geführten Gespräche und insbesondere auch das, was ihm derselbe von der Geschichte der Simplonstraße gelegentlich erzählt hatte. Es kam ihm vor, als gehöre er zu jener Kolonne von Helvetiern und Franzosen, die Bonaparte, als er über den St. Bernhard marschirte, im Mai 1800 unter Führung des Generals Bethencourt über den Simplon sandte, mit dem Auftrage, den Paß von Iselle zu besetzen. Schneebrüche und Felsstürze hatten eine Brücke über einen sechszig Fuß breiten, schrecklich tiefen Abgrund fortgerissen. Der Marsch der Truppe war unterbrochen. Da erbot sich er, unser Veteran, die Schlucht zu überschreiten. Er trat in die Löcher der senkrechten Felswand, in denen die Ballenköpfe geruht hatten und gelangte, indem er vorsichtig, wie ein Gemsjäger, seine Füße langsam von Loch zu Loch setzte, hinüber. Jetzt ward ein Seil, dessen eines Ende er mit hinüber genommen hatte, an den Felsen in Mannes Höhe aufgespannt, worauf General Bethencourt, sich an das Seil hängend und die Füße ebenfalls von Loch zu Loch setzend, dem Kühnen nachfolgte. Nach einiger Zeit hatte die ganze Mannschaft, obwohl sie Waffen und Tornister mit sich führen mußte, den Abgrund passirt. Zum Andenken an die That wurden die Namen der französischen und helvetischen Offiziere in den Felsen gegraben; der Name des Veteranen aber stund oben an und er sah ihn im wachen Traume glänzen, wie das

leuchtende Silber eines Flusses, der ruhig durch ein lachendes Thal gleitet!

Während der Soldat in solchen wirren Fieberträumen sich wiegte, blieb sein Schützling, der Knabe Arnold, nicht ohne mannigfache Anregung. Stundenlang saß er am Bette seines kranken Oheims und erwies ihm alle die Aufmerksamkeiten und kleinen Dienste, welche man einem Kranken schuldig ist; nebenbei aber hatte ihn der Prior über seine Kenntnisse und Fähigkeiten ausgeholt und ihm Gelegenheit verschafft, lesen und schreiben zu lernen, was ihm während seines Aufenthaltes im fremden Lande nicht möglich gewesen war. Es hatte sich bald gezeigt, daß Arnold ein Knabe voller Talente und Fähigkeiten war; dieselben hatten sich um so mehr von Innen heraus entwickelt, als ihm jeder Schulunterricht überhaupt gefehlt und seine ganze geistige Entwicklung auf bloßer Anregung durch das Leben selbst und auf Selbstbeobachtung sich aufgebaut hatte. Diese war nun freilich einseitig genug; dafür aber hatten die Sinne des Knaben eine merkwürdige Schärfe, und sein Verstand und sein Urtheil waren so klar und richtig, wie bei einem erwachsenen Menschen. Da jetzt der Prior mit väterlicher Güte ihm Tag für Tag die Lautzeichen und ihre Aussprache lehrte und ihm hernach auch die großen, schönen Schriftzüge einer festen und sichern Hand beibrachte, so ging dem Knaben eine neue Welt auf, die er mit einer Energie sich zu erobern suchte, welche an's Erstaunliche grenzte!

Manche der Reisenden, die den bessern Ständen angehörten und der Härte des Winters wegen sich genöthigt sahen, länger hier oben zu verweilen, als ihnen lieb war, hatten den Eifer und die Wißbegierde des Knaben mit der größten Theilnahme wahrgenommen. Sie kamen ihm freundlich entgegen; sie belehrten und korrigirten ihn und so hatte er bald statt des einen menschenfreundlichen Vorstehers des Hospizes zwanzig Lehrer, die alle eine wahre Freude daran fanden, seinen Heißhunger nach Bildung zu befriedigen. Arnold lernte in ein paar Monaten lesen und schreiben und auch ziemlich rechnen und vermöge seines stark entwickelten Verstandes gebrauchte er die neuen Fertigkeiten mit einer so richtigen und sichern Anwendung auf das Leben und seine eigene Weiterentwicklung, daß es Manchem wie ein Wunder erschien. Wer es noch nicht wußte und gesehen hatte, was für Früchte die Sonne der ersten Bildung und Kultur in den Menschen zeitigt, der konnte das hier an einem glänzenden Beispiel wahrnehmen. In Arnold's Seele war jetzt lauter Heiterkeit und Freude, lauter Vertrauen und Glaube eingekehrt. Und als er nun in einem groß und schön gedruckten Buche zunächst die Gleichnisse Jesu lesen lernte, da fühlte er, daß das Himmelreich, gleich einem Senfkorn, auch über ihn gekommen sei, daß der himmlische Keim nur noch Sonnenschein und Regen nöthig habe, um unter Angst und Schmerzen die harte Hülle zu sprengen, den finstern Schoos der Erde zu durchbrechen und, zum mächtigen Baume geworden, un=

widerstehlich das Haupt dem segenbringenden Aether entgegenzustrecken!

O du schöne Blüthezeit der Jugend, wo der Geist sich ahnungsvoll zu erfassen beginnt, um sich selbst zum Gesetze zu werden! Möchten nur die Träger und Kämpfer für Volksbildung stets auch den ganzen Menschen ergreifen und uns nicht auf schönen und lichten Pfaden in ein Labyrinth von Unmöglichkeiten hineinführen, aus dem es, wie aus der Höhle des Löwen, keinen Ausweg mehr gibt! Haben denn die Edlen, welche ihrer Zeit Bahn gebrochen, uns einen so schwachen und ungenügenden Schimmer ihres Leitsternes zurückgelassen? —

Die gesunde Natur des alten Soldaten hatte endlich über das tückische Fieber gesiegt. Aber nur langsam ging es vorwärts mit seiner völligen Genesung und er mußte den Gebrauch seiner Glieder wieder lernen wie ein Kind. Er lachte öfters darob; der Prior tröstete ihn über seine Unbeholfenheit und gab ihm die Versicherung, seine Kraft werde ihm bald völlig wieder zurückkehren. „Eigentlich“, meinte der ehrwürdige Greis, „sollte man, wie unser große Volksfreund und Volkslehrer Pestalozzi gesagt hat, ein Kind bleiben bis zum Grab. Es ist Einem so wohl, ein wenig Kind zu sein, zu glauben, zu trauen, zu lieben, zurückzukommen von Fehlern, Irrthum und Thorheit, besser und einfältiger zu sein, als alle Schelme, und durch ihre Bosheit zuletzt denn auch weicher werden, als sie. Es ist eine Lust, in kindlicher Art, trotz Allem, was man sieht und hört, immer

das Beste zu glauben vom Menschen, und obwohl man sich täglich irrt, doch täglich wieder an's Menschenherz zu glauben und Weisen und Thoren, die Einen beiderseits irre führen, zu verzeihen!"

„Ihr habt recht, ehrwürdiger Vater", versetzte auf diese Zwischenrede der Veteran, „aber", setzte er scherzend hinzu, „so von vorne an wieder laufen lernen zu müssen, das will mir weder recht in den alten Kopf, noch in die alten Beine."

„Hab' Geduld, guter Kamerad", tröstete der Prior, „und es wird Alles gut werden!" —

Der Mai war drunten in den Thälern schon lange in's Land gerückt; da droben auf dem Simplon aber war noch wenig davon zu spüren. Die ringsum liegenden, schneebedeckten Bergkämme standen wohl bisweilen strahlend und leuchtend im vollsten Sonnenglanz und die Abhänge waren in blaue Schatten von phantastischer Schönheit gehüllt; dann aber kamen wieder trübe und neblige Tage und lagerten sich mit Zentnerlast nicht blos auf die Gegend, sondern auch auf die Herzen der Menschen. Inzwischen hatte nun doch der Abzug der meisten anwesenden Reisenden in's Rhonethal hinunter begonnen und täglich kamen auch neue an, welche aus Italien heraufstiegen. Das einförmige Dasein in der hochgelegenen Einöde nahm dadurch einen etwas freundlicheren Charakter an, denn das Hospiz, ein mächtiges, wohleingerichtetes, vierstöckiges Gebäude, zu dessen Eingang eine steinerne Doppeltreppe hinaufführt und das fast einem

Palaste ähnlich sieht, beherbergte jetzt eine täglich größere Menge von vornehmen Reisenden, wie von armen Wanderern. Bald durfte auch unser Veteran wieder sein Zimmer verlassen; er konnte wieder fest auftreten in der Welt und fühlte sich an Geist und Körper wie neugeboren. Schon redete er davon, Abschied zu nehmen von seinem gastfreundlichen Kriegskameraden, um mit dem Knaben sobald als möglich in die Heimat zu gelangen; aber der ehrwürdige Greis ließ es nicht zu, sondern verlangte, daß seine beiden Ehrengäste mindestens noch acht Tage bleiben, da mittlerweile die Straße viel gangbarer und die Reise für sie desto angenehmer werden müßte. So blieben sie denn und der Prior verdoppelte während dieser Zeit die Beweise seiner Anhänglichkeit an seine Landsleute und an seine eigene, ihm leider zur Fremde gewordene Heimat. Er erzählte ihnen die Geschichte des Hospizes, das gleichfalls auf Befehl Napoleon's gegründet, unter seiner Regierung aber nur theilweise ausgeführt worden war. Er zeigte ihnen die Kapelle mit dem schönen, Jesus mit der Samariterin am Brunnen darstellenden Altarbild und der Orgel; er führte sie in das Refektorium, in das Empfangzimmer, in die Gastzimmer der wohlhabendern Reisenden und in die Schlafzimmer für die ärmern Wanderer, deren sie selber zwei bewohnten und die sie mit keinen bessern hatten vertauschen wollen.

„Wir können hier wohl dreihundert Personen aufnehmen", sagte der Prior, „und die Zahl der von uns Verpflegten und bei uns Uebernachtenden beträgt jährlich

mehr als zwölftausende. Bezahlung verlangen wir von Niemanden; die nöthigen Mittel kommen uns vorzugsweise aus einigem Kapitalvermögen und Geschenken, sowie aus den Gaben der vermögenden Reisenden, welche nicht auf die Gastlichkeit unseres Hauses Anspruch machen, sondern die Kosten ihrer Zehrung durch einen oft hohen Beitrag zu erstatten suchen. Viele der Letztern kommen zu uns herauf, um vom Hospiz aus die benachbarten Berge zu besuchen, namentlich den herrlichen Monte Leone, von dessen mittlerer Kuppe sich die gewaltige Klippenkette bis nach Uri, Glarus und Graubünden, der Orteler und außerdem die Lombardei bis zu den Apenninen überschauen läßt."

Nachdem der Greis ihnen Alles gezeigt, was hier oben für sie merkwürdig sein konnte, sagte er zu dem Veteranen mit einem bedeutungsvollen Seitenblick auf den Knaben: „Und nun, mein Freund, will ich Dir noch Etwas zeigen, was Dich gewiß mit der allergrößten Freude erfüllen wird. Wir haben es ausgemacht, Dir vor dem heutigen Tage, wo Du zum ersten Mal das Zimmer verlassen könntest, nichts davon zu verrathen." Darauf führte der Prior den Soldaten in seine Studierstube und zeigte ihm die Schreibübungen seines jungen Zöglings in vielen, reinlich gehaltenen Heften. Dann ließ er diesen laut und vernehmlich eine Stelle aus einem Buche lesen und sagte hierauf zu dem erstaunten Veteranen, dem Thränen der Rührung über die Wange flossen: „Sieh, aus jedem Dinge, selbst aus schwerer Krankheit

mag für uns noch ein Gewinn hervorgehen, wenn wir die Umstände benutzen. Während Du bewußtlos in Fieberträumen lagest, haben wir ihn unterrichtet, und ich darf Dir wohl sagen, daß Du in Deinem Schwestersohn einen Knaben von vielen und großen Fähigkeiten gefunden hast. Sie schlummern jetzt noch in ihm; aber wenn sie geweckt und entwickelt werden, wirst Du Deine Freude an ihm erleben."

Der Veteran, dessen Wesen sonst eine unbeugsame Entschlossenheit verrieth, wurde bei diesen Worten weich. Man merkte es ihm an, daß die Sorgen und die Krankheit der letzten Monate nicht spurlos an ihm vorübergegangen waren. Er konnte kein Wort hervorbringen; er streckte dem freundlichen Greise nur in stummer Rührung die Hand entgegen und schüttelte sie, und dann, als ob in diesem Augenblicke sein ganzes Leben an ihm vorüberzöge, und als ob er in stiller Wehmuth all' die Schmerzen wieder fühlte, die er empfunden, beugte er sich nieder und schloß den Knaben schluchzend an seine Brust, indem er mit Mühe die Worte hervorpreßte: „Mein liebes Kind!"

Auch Arnold's Auge, das vorher froh aufgeleuchtet hatte, füllte sich mit Thränen und seine Arme umschlangen den Hals des alten Soldaten. So ruhten sie eine Weile verschlungen und ganz dem Gefühle hingegeben, das mächtig in ihnen erregt war. Der Prior aber sagte: „So ist es recht, meine Lieben. Nennet Euch Vater und Sohn. Glaubet nicht, daß die bloße Bluts-

verwandtschaft das Herz dem Herzen näher bringe. Wir sind Alle Brüder und Alle auf einander angewiesen. Das Mitleid und das Mitgefühl, die himmlische Liebe kettet uns eben so sehr an einander, als die Bande der Abstammung und der Verwandtschaft. Das gute Herz und der gute Wille sind die Ordenszeichen an der Brust jedes wahren Menschen und voraus jedes wahren Christen."

„Gelt, Du bist jetzt mein Vater", tönte es in kindlicher Hingebung von den Lippen des Knaben; der Veteran aber sagte mit halbgebrochener, bewegter Stimme, indem er denselben von Neuem an seine Brust drückte: „Ja, Arnold, Du bist und bleibst von nun an mein Sohn; ich will für Dich sorgen, so gut es in meinen Kräften steht!"

„Ich weiß, was Dich drückt und ängstigt", sagte der edle Prior, zu dem Veteran gewendet, der jetzt, den Knaben an der Hand, wieder aufgerichtet und in entschlossener, militärischer Haltung da stund. „Aber kümmere Dich nicht allzusehr um die Zukunft; kommt Zeit, kommt Rath und ich werde das Meinige auch thun, um Euch den künftigen Lebensweg zu ebnen."

Die nächsten Tage verflossen unter solchen und ähnlichen Gesprächen. Dann wurde zur Abreise gerüstet. Es drängte jetzt den alten Soldaten und seinen Schützling förmlich, hinabzusteigen aus der Strenge des Winters in die mildere Luft. Denn täglich kamen Reisende an, welche erzählten, mit welch' sieghafter Macht der Frühling drunten im Thal seine Herrschaft angetreten.

Der Föhn war in's Land gekommen und stäubte den Schnee auf den Bergen in wirbelnden Säulen gen Himmel. Die Lawinen donnerten von den benachbarten Höhen, die Tannenwälder färbten sich wieder schwarz und das Eis schmolz aus den Aesten. Und Frühling war es ja auch hier oben in zwei Menschenherzen geworden; ein knospensprengender Mai hatte die Winterschauer der Sorge und den Frost des Schicksals zurückgedrängt und gebrochen, und es war ihnen, als ob sie jetzt schon in den grünen Fluren der Heimat stünden, in jenen ersten Lenztagen, wo der Kukuk ruft und der Gesang der andern Vögel den horchenden Wald mit einem bunten Gemisch von Stimmen erfüllt. —

Es war an einem Sonntag, als die beiden Wanderer vom Hospiz Abschied nahmen. Der Prior begleitete sie bis auf die Paßhöhe und noch etwas weiter hinunter, wo man durch die Felsenschlucht das Rhonethal, die glänzende Eisfläche des Aletschgletschers und die Berner Hochalpen sieht. Er war ungewöhnlich ernst und man sah es ihm an, wie schmerzlich ihm der Abschied wurde. „Lebt wohl", sagte er, indem er seinen Arm erhob und hinüber zeigte, wo die Bergriesen in der strahlenden Morgensonne erglänzten, „vielleicht komme ich noch einmal dort hinüber, ehe ich sterbe, und dann werde ich Euch in Bergheim besuchen."

Mit den herzlichsten Worten des Dankes für die genossene Liebe und Gastfreundschaft schieden unsere beiden Wanderer von dem ehrwürdigen Vorsteher des Hospizes.

Langsam und in ernstes Sinnen vertieft schritt der Mönch zurück in seine winterliche Einsamkeit, während der Veteran mit seinem Schützling durch die dunkle Saltineschlucht hinab dem Frühling entgegenwanderte.

Sechstes Kapitel.

Der neue Pfarrer von Bergheim ließ seine Blicke durch das offene Fenster, das von üppigem Weinlaub umrankt war, in's Dorf hinunter schweifen. Es war ihm, als ob er schon lange hier gelebt und gewirkt hätte, obwohl ihm die Gemeinde erst gestern übergeben worden war, für deren geistiges Wohl er von nun an sorgen sollte. Die Zukunft lag wie ein blühender Garten vor seinem innern Auge und das machte ihn von Grund der Seele aus froh und glücklich. Die Wichtigkeit seines Amtes trat ihm in diesem Augenblick in ihrer ganzen Bedeutung entgegen; eine stille Freude kam über ihn, weil ihm vergönnt war, auf diesem paradiesischen Fleckchen Erde für das Wohl seiner Mitmenschen zu wirken. Nicht nur predigen und lehren wollte er alle Sonntage, sondern auch das häusliche Leben in den Familien wollte er kennen lernen; er wollte in seinem Berufe kein Miethling sein, sondern ein rühriger Arbeiter am Tempelbau der Menschheit.

In dieser Absicht hatte er schon heute Morgen einen Theil der Gemeinde durchwandert und als er sich jetzt

wieder gesammelt hatte, stund er auf, um seine Besuche vor Abend noch zu beendigen.

Es ist eine eigene Sache, wenn so ein neuer Pfarrer in ein Dorf kommt. Da wird auf jedes Wort gehorcht, das er spricht, da wird auf Schritt und Tritt geschaut, da wird gehechelt und geklatscht, gerade als ob die Leute sonst nichts Anderes zu thun hätten. „Will gerne sehen, wie der sich anschickt und wie der's treibt", tönt es versteckt aus Aller Munde, und Jeder meint noch dazu, er habe mit seiner Meinung den Nagel auf den Kopf getroffen. Ist der Mann noch unerfahren, so nimmt er natürlich auch die Freundlichkeit der Verschmitzten als baare Münze auf und kommt erst später dahinter, daß in seiner christlichen Heerde nicht Alles willige Schafe, sondern daß auch Böcke darunter sind, und manchmal gar nicht wenige! Von diesen träumte aber unser junge Seelsorger Nichts, denn überall, wo er heute hingekommen, hatte man ihn äußerst zuvorkommend behandelt. Als er jetzt das Dorf herab ging, stunden die Leute in allen Ecken beisammen und streckten ihm die Köpfe nach. Der Eine hatte Etwas über seinen Gang, der Andere über seinen Meerrohrstock, der Dritte über seinen Rock zu bemerken. Und doch nickte man ihm überall freundlich entgegen. Die Bauern zogen die Kappen tief herunter, bis er vorüber war. Viele von ihnen thaten das freilich aus bloßer Gewohnheit; der Respekt vor dem Wort „Pfarrer" steckte ihnen noch von Kindsbeinen her im Leibe. Kommt es doch vor, daß Mütter, welche zu wenig

Kraft haben, um ihre Kinder zu erziehen, ihre Zuflucht zu dem Schreckworte nehmen: „Der böse Mann kommt und frißt Dich, wenn Du nicht recht thust und folgst.“ Dieses Wort fruchtet aber nicht gleich bei allen Kindern; die witzigeren sehen bald ein, daß es mit dem „Bölimann“ nicht am Besten bestellt sein müsse, weil er nie kommt und sich nie zeigt. So ist denn die Mutter gezwungen, nach einem andern Mittel zu greifen. „So, Du willst nicht folgen“, heißt es dann; „wart', ich will es jetzt dem Herrn Pfarrer sagen, siehst, dort läuft er, siehst ihn dort, den schwarzen Mann mit dem großen Hut, wie eine umgekehrte rußige Pfanne, mit dem langen Mehrrohrstock und seinen vier Augen? Das wird Dir schön ergehen, wenn Du jetzt nicht recht thust und mäuschenstill sitzest.“ So muß der Pfarrer an vielen Orten den „Bölimann“ machen, ohne daß er es weiß; die Furcht vor ihm pflanzt sich von der Jugend auf das Alter fort und wo es heißt: „Der Pfarrer kommt!“ da fährt ein ganz eigenes Leben in die Leute!

Aber der Sägersepp, zu dem der neue Pfarrer jetzt hineinging, hatte es nicht wie die meisten Bauern; das war ein ganz besonderer Kauz. Sepp saß bei seinem Rechnungsbuch und hatte den halben Tisch überkreidet, als der Pfarrer in die Stube trat. Er schob seine weiße Kappe ein wenig zurück, daß man die sonnverbrannte Stirne über dem wetterbraunen Gesicht besser sehen konnte und warf dem Eintretenden wunderliche Blicke zu. Der Pfarrer, der wenigstens einen Gruß zum Willkomm er=

wartet haben mochte, schritt, nachdem er dem Sepp einen guten Abend gewünscht, gegen den Menschen zu. Aber der Sepp saß da, ohne sich zu rühren, als wäre er von der Gicht geplagt.

„Ich bin der neue Pfarrer hier im Ort“, hub der Fremde an, „und komme, Euch einen kurzen Besuch zu machen.“

„War gar nicht nöthig“, brummte der Sepp, den Pfarrer noch finsterer ansehend.

„Es thut mir leid, wenn ich Euch vielleicht an Eurem Rechnen störe“, sagte der Pfarrer betroffen; „ich kann ja ein ander Mal kommen.“

„Was, gar zum zweiten Mal, Herr?“ antwortete Sepp in unfreundlichem Ton. „Wenn Ihr mir jetzt Etwas zu sagen habt, so nehmt einen Stuhl und setzt Euch her.“

Der Pfarrer konnte vor Erstaunen kein Wort hervorbringen. Er nahm einen Stuhl und setzte sich.

„Hab' hier wohl von meiner zweiten seligen Frau ein Büblein“, fuhr Sepp im gleichen Athemzug fort, indem er auf ein Kind zeigte, das hinter dem Tische saß; „aber der Kleine ist erst fünf Jahre alt und einstweilen noch zu jung für Schule und Kirche. Ich hab' ohnedies meiner Lebtage nie viel mit den Geistlichen verkehrt, aber Ihr scheint mir ein „steifer“ Herr zu sein und so kommt es mir nicht darauf an, Euch hie und da einen Stock Anken oder eine Hamme in's Haus zu schicken.“

Das war jetzt für den neuen Pfarrer mehr, als er erwartet hatte. Die Grobheit Sepp's empörte ihn so,

daß er im Begriffe stand, ihm seine Meinung haarklein in gutem Deutsch in's Gesicht zu sagen. Doch besann er sich eines Bessern und suchte unter Lachen mit einigen Querfragen den Sepp in eine bessere Stimmung zu bringen. Dieser aber wurde nicht anders, und so brach denn der Seelsorger ab und entfernte sich, im Herzen verstimmt darüber, den Zweck des Besuches hier gänzlich verfehlt zu haben. Sepp merkte das wohl und sagte dann, als ob ihn seine Grobheit reute: „Nichts für ungut, Herr Pfarrer; die Leute haben Euch gewiß schon zum Voraus gesagt, daß ich nicht bin wie Andere. Und nun will ich Euch auch zum Abschied noch eine Wahrheit sagen, die Euch sonst Niemand sagen würde: Ihr habt nun einmal einen Menschen kennen gelernt, der redet, wie er denkt! Und, was ich sagen will, nehmt Euch in Acht, Ihr habt einen bösen Widersacher im Dorfe, der Euch noch warm machen wird; sie heißen ihn den Lampenprophet, Ihr werdet ihn schon noch kennen lernen. Ich gehöre nicht zu seinen Anhängern!“

Ha, ha, ha! lachte der Sägersepp, als der Pfarrer draußen war, schob den Riegel vor die Thüre und kehrte wieder zu seinem überkreideten Schiefertisch zurück.

So Etwas hatte der junge Pfarrer nie gehört. Er war vorhin böse gewesen über den groben Sepp, aber jetzt mußte er selbst lachen über die Wahrheit, die er ihm gesagt, und es kam ihm vor, wie wenn der Sepp doch hinter seiner rauhen Außenseite ein gutes Herz besäße. —

„Habt Euch nicht lange aufgehalten bei meinem Nachbar drüben“, rief eine Stimme, als der Pfarrer gerade sein Verzeichniß aufrollte, um zu sehen, wo er noch Besuch zu machen habe. Der Ruf kam vom Hubelbauer, einem der Reichsten im Dorf. Er stund vor seinem Haus auf der steinernen Treppe, und als ihn jetzt der Pfarrer bemerkte, kam er herunter, streckte dem jungen Manne die Hand entgegen und hieß ihn herzlich willkommen. „Hab' heute schon lange Euerm Besuch entgegengesehen“, sagte der Hubelbauer, „und meine Frau und meine zwei Töchter wird es auch freuen, unsern wohlehrwürdigen Herrn Pfarrer kennen zu lernen, wenn ich Euch in die Stube bitten darf!“

Nun, das ist doch ein anderer Empfang, dachte der Pfarrer und ging mit dem Hubelbauer in die Stube. Hier war der Boden schneeweiß gefegt. Große, farbige Umhänge mit Spitzen zierten die Fenster mit ihren klaren Scheiben; Alles glänzte wie ein Spiegel, und auf Tischen und Stühlen sah man kein Stäubchen. Die Hubelbäurin bewillkommte mit dem Betheli und dem Grithli, ihren hübschen Töchtern, den Pfarrer auf's Herzlichste, rückte die Stühle um den schweren eichenen Tisch zurecht und nöthigte ihn, Platz zu nehmen. „Es ist doch schön, daß der Herr Pfarrer so bald zu uns gekommen ist“, sagte die Hubelbäurin. „Wir sind mit dem alten Pfarrer auch immer gut gestanden und ich hoffe, es werde auch wieder so sein.“

„An mir soll es gewiß nicht fehlen. Ich bin gern

zu Hause, wo Freundschaft und Herzlichkeit etwas gilt, und ich will mich redlich bemühen, in der Gemeinde womöglich aller Leute Freund zu werden."

„Ja", seufzte der Hubelbauer und sein Gesicht erglänzte dabei salbungsvoll, wie ein mit einer Speckschwarte geriebener, neuer Schuh, „ja, ja, wollte Gott, Ihr könntet Aller Freund werden! Aber Ihr möget Euch nicht vorstellen, wie es aussieht hier im Dorfe. Ihr habt da drüben beim Sägersepp gewiß schon ein Müsterchen zu Gesicht bekommen. Das ist ein Mensch, der weder an Gott, noch an den Teufel glaubt! Und solcher haben wir hier nicht wenige. Der gute alte Pfarrer hat genug ausstehen müssen deßwegen und ist nicht umsonst zehn Jahre zu früh in's Grab gestiegen."

„Ist das auch möglich!" sagte der Pfarrer.

„Es ist leider nur zu wahr", fuhr der Hubelbauer fort, „aber man muß solchen Leuten den Meister zeigen. Wenn der alte Pfarrer das im Anfang auch gemacht hätte, so wäre ihm das Volk nicht über den Kopf gewachsen und wir Andern hätten auch noch Etwas zu sagen. Aber", fügte der Hubelbauer wie sich besinnend bei, „wir haben ja ganz vergessen, dem Herrn Pfarrer ein Glas Wein anzubieten."

„Hab's wirklich auch vergessen", sagte die Hubelbäurin, sich entschuldigend und stund auf, um einen Schrank zu öffnen. Potz tausend, wie sah es da drinnen aus! Da stunden ganze Reihen von böhmischen Flaschen, geschliffenen Krystallgläsern, durchbrochenen Tellern, von

Silbergeschirr und dem feinsten Porzellan, wie man es nur in vornehmen Häusern in der Stadt zu sehen gewohnt ist.

Die Hubelbäurin ließ den Schrank geflissentlich lange offen stehen, damit der Pfarrer doch ja die Herrlichkeit recht betrachten könne; denn obwohl sie, wie ihr Mann, karg und geizig war, so blieb es doch ihre einzige Freude und ihr Stolz, wenn sie Staat machen konnte mit ihrem Reichthum. Hauptsächlich jetzt wollte sie zeigen, was ihr Haus vermöge, damit der Pfarrer auch den Unterschied gehörig kennen lerne zwischen einem reichen Bernerbauern, der seine hundert Stück auf die Alp treibt und einem Taunerlein, das nur ein paar Kühe und höchstens noch ein paar Geißen im Stalle stehen hat. Wahrscheinlich hatte sie aber noch eine ganz andere Absicht dabei, sonst wäre sie heute nicht sammt ihren Töchtern so herausgeputzt gewesen wie an einem hohen Feiertag.

Das Grithli brachte jetzt Wein von lauterster Goldfarbe aus dem Keller; Betheli kam mit Emmenthalerkäse, frischer Butter und Weißbrod und die Mutter zerlegte kunstgerecht einen mächtigen Schinken und servirte mit ächt bäuerlicher Würde die großen, rothen Hammenschnitze. Der Pfarrer mochte wollen oder nicht, er mußte sich an den mit währschaftem, selbstgewobenem Weißzeug gedeckten Tisch setzen, wo nun der Hubelbauer und seine Familie das erste Glas auf das Wohl ihres neuen Seelsorgers und auf dessen beständige Freundschaft mit ihrem Hause tranken. Auch die Töchter hatten die Gläser

füllen müssen, um des Pfarrers Gesundheit auszubringen, und als jetzt das Grithli mit ihm anstieß, faßte es sein Glas weit unten, damit es auch recht hell töne.

„Das klingt ja ganz herrlich", meinte die Hubelbäurin. „Ich muß immer an den alten Herrn Pfarrer denken; wir waren doch manchmal fröhlich beisammen. Freilich war er verheirathet und ich konnte es besonders gut mit der Frau Pfarrerin. Aber wer weiß, vielleicht führt der Herr Pfarrer auch bald eine junge Frau heim und dann werde ich mich gewiß als Freundin bei ihr einschmeicheln."

Der Pfarrer mußte lachen ob der redseligen Offenheit der Frau, die bei ihren letzten Worten einen schlauen, vielbedeutenden Blick von ihm auf das Grithli hinübergleiten ließ, das in mädchenhafter Schüchternheit die Augen senkte. Das könne gar wohl der Fall sein, meinte Jener, so etwas komme manchmal unverhofft, aber gut Ding wolle Weile haben und man müsse nur nicht so mit der Thüre in's Haus hineinfallen, das habe noch niemals gut gethan.

Obwohl der Hubelbauer dieses Alles gerne hörte, so wurde ihm das Gespräch nachgerade doch zu langweilig und so fing er denn jetzt an, mit dem Pfarrer von der Politik zu reden, von den Ereignissen in Frankreich, von Napoleons Verbannung nach der Insel St. Helena, von den Wirren im Vaterland und den Zuständen im Kanton Bern, und schließlich wieder von der Gemeinde Bergheim. Der Pfarrer ließ sich aber auf diese Reden nicht

stark ein und war froh, als endlich auch der Kaffee und die köstlich vergoldeten Porzellangeschirre vom Tisch abgetragen wurden. Er wäre schon längst gerne gegangen, aber der Hubelbauer kam in seiner Weisheit immer wieder auf einen andern Sprung. Es war bereits Abend und so mußte doch endlich aufgebrochen werden. Unter der Hausthüre aber ging das Gespräch noch einmal an, und des heitern Lächelns und des süßen Händedrückens war kein Ende. Endlich verabschiedete man sich und der Pfarrer lenkte in der Dämmerung langsam seinen Weg an Sepp's Häuschen vorbei in die Wiesen, um die empfangenen Eindrücke einigermaßen los zu werden und innerlich zur Ruhe zu kommen. Dabei trat ihm schließlich der Sägersepp wieder vor die Seele und er dachte bei sich: Wie viele Menschen haben die Sprache blos, um die Gedanken zu verbergen! Dieser Mensch gebraucht seine Zunge, daß es haut und sticht; aber er geht mit der Wahrheit um, und die Wahrheit, auch wenn sie bitter schmeckt, ist doch besser, als der blendende Schein und die geschminkte Lüge! —

Ein schöner Abend hatte sich ausgebreitet über den Thälern des Oberlandes. Kühl wehte die Luft durch die belaubten Bäume; das Alphorn tönte da und dort von den höhern Bergen herab, das Geläute der Kühe und die frohen Jodler der Sennen und Hirten hallten melodisch dazwischen. Bald waren die letzten Strahlen des Tages im Westen verdämmert; im Osten aber stieg es herauf wie eine gewaltige Feuersbrunst, und bald

beleuchtete der majestätisch hinter den Bergen hervortretende Vollmond die schlummernde Natur. In stillen Betrachtungen vertieft ging der Pfarrer langsam durch die Nacht hin; frühlingsfroh schweifte sein Blick bald über die weite, grüne Hochebene, bald in's Thal hinunter, von wo die Fluthen des Thunersee's wie grünes Silber heraufleuchteten. Er glaubte das Rauschen und Kosen seiner Wellen an dem blumigen Ufer zu hören; der mattgrüne Glanz der Wälder von hüben und drüben, der duftige, blaue Schleier, den die aufsteigenden Nebel darüber woben, die mildleuchtenden Schneefelder, über welche der Hauch der Nacht stets frischer herandrang, überströmten seine Seele.

Wie schön und groß bist du, betete es leise in ihm, du Geist alles Lebens! Wie klein fühlt sich der Mensch im Anschauen deiner Herrlichkeit. Und doch brennt auch in meiner Seele ein geistiger Funke von dir und deinem ewigen Licht und wird angezogen mit unwiderstehlicher Gewalt von deinem Lebensstrome, und in dieser deiner Nähe fühlt er seine Heimat. Auf grünem Rasenteppich stehen die blühenden Obstbäume wie weiße Altarkerzen; das Thal drunten ist wie ein Paradies, wie ein Garten Gottes, der in einem Wonnemeer von Düften schwimmt und Heimweh in uns erweckt nach der Vollkommenheit. Möchte doch ein knospensprengender Mai, eine beglückende Juniussonne bald auch über die Menschen kommen, daß es auch bei ihnen hieße: Alles ist neu geworden! In wie viele Herzen ist in diesen Zeiten der Frost ge-

fahren und nie, nie mehr mag es bei ihnen Frühling werden!

Unter solchen Betrachtungen und stummen Empfindungen schritt der junge Seelsorger, als es kühler zu werden begann, seinem hoch neben der Kirche gelegenen Pfarrhofe zu und schneller, als er dachte, war er auf dem kleinen Umweg über die Wiesen dort angelangt.

Als der Pfarrer auf seine Studierstube gehen wollte, kam ihm die alte Magd mit einem großen Brief entgegen. Derselbe sei vom Schullehrer in Bergheim; seine Frau habe ihn gebracht und um Gotteswillen gebeten, man solle doch bald Ordnung schaffen, denn ihr Mann könne keine Schule mehr halten, so arg krank liege er darnieder.

Der Pfarrer öffnete das Schreiben und las, wie folgt:

„Hochgeehrter, wohlweiser Herr Pfarrer und Schuldirektor, gestrenge Herren Vorsteher der Gemeinde Bergheim! Ich thu' Sie freundlich berichten und gebe Ihnen ganz unterthänig zu vernehmen und bitte, Sie wollen von der Güte sein, mich von dem Schuldienste zu entlassen. Denn diese Schulkinder sind so boshaft und ungehorsam, daß keine Ermahnung, keine Bedrohung, keine Strafe bei ihnen Platz findet, deswegen sich der Lehrer den ganzen Tag anstrengen und heiser schreien muß, um nur von ihnen gehört zu werden; ja, dies ist ein so gottlos Gesindel, daß alle Umstände davon nicht zu schreiben wären. Wenn ich an die Schultafel gehe, um Etwas anzuschreiben, so muß ich schon wieder bald in diesen,

bald in jenen Winkel springen und abwehren, daß nicht da zwei und dort zwei einander zerschlagen oder umbringen, und wenn ich wieder an die Tafel gehe, so ist es wie zuvor. Wenn ich alle Bosheiten beschreiben wollte, so würden Sie es für unglaublich halten, denn dies unbändige Volk ist so gottlos, daß man vermeint, der böse Geist habe sie an einem Schnürlein oder Draht und spiele Komödie mit ihnen. Und dieses Alles hat mir so viel Verdruß und Schmerzen gebracht, indem ich dabei so eifrig war und keine Mühe hab' sparen wollen, um aus ihnen gute Christen und Bürger zu machen und nichts als Ungehorsam und Gottlosigkeit habe sehen müssen! Deßwegen liege ich jetzt mit großen Brustschmerzen halbtodt im Bette darnieder und kann Sie kaum mit weinenden Augen berichten. Aber soll ich eines so bösen Volkes wegen mein Leben in die Schanze schlagen? Nein, sondern Alles, was der Mensch hat, das gibt er für sein Leben! Darum bitte ich Sie um Gotteswillen, mich von meiner schweren Bürde zu entlasten und an meiner Statt einen wackern, wohlbegeisterten Mann diesem losen Volke vorzustellen. Einen Buben von vierzehn bis fünfzehn Jahren ihnen zum Schulmeister zu geben, wie das da und dort vorkommt, wäre nicht hinlänglich; die Schüler würden ihn halbtodt nach Hause schicken. Und warum dieses Alles? Die Mehrsten sind der Schule Feind, ja das Schulhaus ist ihnen ein Ekel, — was soll dann das Kind Ehrfurcht vor dem Schulmeister haben? Wenn der Vater sagt, der Schulmeister sei ein

Narr, man habe vordem auch gelebt und nicht so ein Wesen mit der Schule gehabt und wie diese unnützen Schimpfreden alle heißen, so wird das Ansehen der Schule verdächtig gemacht. So kann es aber nicht mehr fortgehen und bitte ich Sie noch einmal, Sie möchten von der Güte sein und mich entlassen.

Ich verbleibe indessen Ihr gehorsamster und unterthäniger Diener und bin

Matthias Oelhafen, Schulhalter in Bergheim."

Als der Pfarrer den Brief gelesen hatte, griff er an die Stirne, als ob ihn etwas brenne. So sah es also aus in dieser Gemeinde mit der Bildung der Jugend; ein so trauriges Erbe hatte er von seinem Vorgänger angetreten! Nun, er wollte die schwere Aufgabe auf sich nehmen, das gelobte er sich in diesem Augenblick feierlich, und wenn schon bei dieser Jahreszeit nur ein paar Morgenstunden zum Schulhalten verwendet wurden, so wollte er doch gleich jetzt Ordnung schaffen in der Sache, damit der Schlendrian nicht noch weiter einreiße. Aber allein konnte er das nicht machen, er mußte Hand in Hand gehen mit den Vorstehern der Gemeinde und jetzt erinnerte er sich, daß dieselben heute Abend im Hinterstübli im Bären ihre gewöhnliche Wochensitzung hielten. Er steckte das Schreiben in die Tasche und obwohl schon etwas müde von den heutigen Besuchen, machte er sich auf, um ohne Verzug mit den Vorstehern über den wichtigen Fall sich zu berathen.

Siebentes Kapitel.

Drunten im Bären, dem einzigen, richtigen Wirthshaus in Bergheim, war schon beim Einbruch des Abends ein alter Soldat mit einem Knaben angelangt und hatte um Nachtquartier gefragt. Die Wirthin, unschlüssig, ob sie dasselbe gewähren sollte, hatte ihren Mann gerufen, der sich besser auf solche Leute verstand. Langsam und prüfenden Blickes trat dieser jetzt heran, schritt ein paar Mal um die Ankömmlinge herum, die sich bereits an einer Flasche Wein nebst Brod und Käse erlabten und ganz glücklich schienen, das Ziel ihrer Reise erreicht zu haben, obgleich sie, wie man ihnen wohl ansehen konnte, todtmüde waren.

„Woher des Landes und wie weit die Reise?" fragte der Wirth nicht ohne Neugierde die sonderbaren Gäste.

„Vom Simplon durch's Rhonethal herauf und über die Grimsel", erwiderte der Veteran, den unsere Leser wohl gleich erkannt haben. „Es ist eine mühsame Reise", fuhr er fort, „aber durch's Haslithal herauf vergißt man den Weg und sieht nur noch die grünen Wälder, die wilden Abhänge und das tosende Wasser der Aare. Es ist doch ein hübscher Fleck Erde und von den schönsten

Alpstöcken umgeben! Und wie wohl thut Einem die Luft der Heimat."

„Es ist mir, ich sollte Euch kennen", sagte der Wirth, der jetzt wieder aus dem Hintergrund der Stube trat und sich zu den Fremden an's Licht setzte. „Ihr seid hier nicht fremd und obschon ich dem Gesichte nach Euch nicht heimweisen kann, so ist doch im Ton Eurer Stimme Etwas, das mir bekannt vorkömmt."

„Wohl möglich", sagte der Veteran. „Habt Ihr hier vor vielen Jahren Einen gekannt, den man „Fluhhans" geheißen hat?"

„Fluhhans?" versetzte der Wirth, der jetzt aufstand und sich, starr vor Erstaunen, gerade vor dem Soldaten aufpflanzte. „Fluhhans?" wiederholte er, „bist Du der Fluhhans? Kennst auch Du mich nicht mehr? Weißt Du nicht, wie ich Dir Gesellschaft geleistet habe mit dem Sämi von Oberhofen, als wir in jener Nacht durch die Schergen des Landvogts gebunden auf den Wagen gelegt und nach Basel geführt wurden und darauf nach Holland hinunter? He, kennst Du mich denn nicht mehr, alter Freund und Waffenbruder? Ja freilich werd' ich Dich über Nacht behalten und nicht blos heute, sondern so lange Du willst! Wenn der Sämi das noch wüßte! Aber dem thut jetzt schon lange kein Zahn mehr weh; der hat jetzt auch keine Zeit mehr, falsche Nachrichten zu hinterbringen!"

Jetzt war es an unserm Veteranen, sich zu verwundern. „Hol' mich der große Korporal", platzte er heraus,

ergriffen von der biedern Herzlichkeit des Jugendfreundes, den er erst jetzt wieder erkannte, „das ist ein guter Anfang daheim im Vaterland. Grüß' Dich Gott und Deine Frau in der Heimat! Hab' es lang ausgehalten draußen in der Fremde, gelt Benz; stehe ganz allein im Leben und habe hier doch einen lieben Sohn gefunden, — 's ist meiner in Italien verstorbenen Schwester Kind. Komm' her, Arnold, grüß' die guten Leute, sie haben Deinen Vater und Deine Mutter wohl gekannt!"

Der gute Junge that es. Thränen schossen ihm in die Augen, als nun auch er von dem Bärenwirth und seiner Frau auf's Herzlichste bewillkommt wurde. Die Wirthin schlang den Arm um seinen Hals, als ob er ihr eigen Kind wäre. Wie wohl that das dem verwaisten Knaben!

Und nun ging ein lang unterhaltenes Feuer von Kreuz- und Querfragen an, nachdem Stüdi, die Wirthin, vorher eine Maß vom Besten aus dem Keller geholt und aus dem Küchenschrank herbeigeschafft, was da nur immer noch zu finden war. Was bekam da der Fluhhans, unser Veteran, in einer halben Stunde nicht Alles zu hören! Der Benz hatte es durch Vermittlung seines Vaters beim gestrengen Herrn Landvogt erreicht, daß er schon nach vier Jahren wieder aus dem Regiment austreten und den Weg aus Holland nach der Heimat antreten konnte. Der Oberhofer Sämi war noch ein paar Jahre länger fort und hatte, freilich erst nachdem er schon zwei Monate wieder zu Hause war, mit aller Bestimmtheit ausgestreut, der

Fluhhans sei neben ihm im Kampfe gefallen. Des Amtmanns Joseph hatte bald daraufhin geheirathet, aber nicht die reiche Signauerin, sondern — das arme Burgliseli!

Bei dieser letztern Mittheilung ging dem alten Soldaten ein Stich durch's Herz; es war ihm, als ob ihn eine Kugel getroffen hätte und kreidebleich lehnte er sich an die Wand zurück. Benz fühlte augenblicklich, daß er das ungeschickt gemacht habe; er hatte geglaubt, nach dreißig Jahren sei Gras gewachsen über die Geschichte. Er ergänzte und vollendete darum sofort seine Erzählung über diesen Punkt. „Das Liseli", sagte er, „ist dann nach der Geburt eines zweiten Kindes gestorben; Joseph, der Rütihubelbauer, lebt noch bei seinen zwei Töchtern. Er ist reich, hordreich, steckt aber Gesundheit halber in bösen Hosen; er ist oft betrunken und hin und wieder scheint es bei ihm nicht ganz richtig im Kopf zu stehen."

Der Veteran hatte sich schnell wieder gefaßt. Er zuckte mit den Achseln und murmelte absichtlich einige unverständliche Worte in den Bart hinein; er fühlte, daß hier nicht der Ort sei, um alte Liebeshändel zu erörtern. Darum fing er jetzt von andern Dingen zu fragen an und sprach, als ob er damit seine Schwäche verdecken wollte, zwischen hinein dem federweißen Waadtländer mehr zu, als er sonst gewohnt war. Das Gleiche that in der Freude des Wiedersehens auch der Bärenwirth, der übrigens längst sein Knechtlein nach allen Windrosen des

Dorfes ausgesandt hatte mit dem Bericht, der Fluhhans sei aus Rußland heimgekommen und sitze drüben im Wirthshaus; er sei General oder so Etwas geworden und wisse von seinen Kriegsfahrten und Abenteuern zu erzählen, daß Einem alle Haare zu Berg stünden! Der Bauer geht sonst während der Woche nie in's Wirthshaus; aber so geschah es, daß jetzt nicht nur die Vorsteher der Gemeinde, zu denen auch der Wirth gehörte, sich im Bären versammelten, sondern daß das halbe Dorf zusammenlief und außer dem Hinterstübli nebenan sich nach und nach sämmtliche Tische der großen Gaststube füllten. Der Fluhhans hatte kaum Zeit, den ältern Männern allen, die noch lebten und ihn kannten, die Hände zu drücken; von allen Seiten streckte man ihm zum freundlichen Willkomm die Gläser entgegen; ringsum schallte es: „Fluhhans, es gilt, Fluhhans, thu' Eins Bescheid", und des Fragens von links und rechts war kein Ende.

Als der erste Sturm vorüber war, die Vorsteher sich zur Abmachung ihrer Geschäfte in's Hinterstübli zurückgezogen hatten und Arnold, der kaum mehr den Schlaf bemeistern konnte, von Stüdi in sein Kämmerlein geführt worden war, wo er in kurzer Frist den erquickenden Schlummer fand, da ging die Unterhaltung erst recht an. Es ist wunderbar, wie es einzelnen Menschen gegeben ist, Leben und Bewegung in eine Gesellschaft zu bringen; der Geist des Einen ist wie ein Funke, der in die Pulvertonne fliegt, der des Andern wie ein Uhu, der

in ein offenes Mehlfaß patscht. Dem Veteran freilich merkte man es heute Abend an, daß er Pulver gerochen habe; aber seine im Ganzen stolze Haltung, sein ernster Blick und seine wie von einer stillen Melancholie umwobenen Gesichtszüge milderten sich doch zusehends, je lebhafter das Gespräch sich entwickelte. Die Bauern wollten durchaus etwas von seinen Feldzügen hören, und da der Wein Allen gut mundete, so kam jetzt der Bärenwirth ein Mal über das andere aus dem Hinterstübli herausgesprungen und bat den Fluhhans, doch dem einstimmigen Wunsch zu willfahren. Und so redete denn der Veteran von seinen Feldzügen in Aegypten und Italien, von den Strapatzen in Rußland und von der Art und Sitte all' dieser Länder.

„Ich war mit bei Hohenlinden, wo zehntausend Feinde bluteten“, erzählte er; „ich war dabei, als die Oesterreicher bei Ulm die Waffen streckten, ich kämpfte bei Eilau gegen die Russen und half bei Wagram die Scharte von Aspern auswetzen. Napoleon war Herr von Europa, aber er wollte Kaiser der Welt werden, darum sammelte er jetzt in allen Ländern, vom atlantischen bis zum baltischen Meer, ein Heer von 600,000 Mann, 100,000 Pferden und 4000 Kanonen, um auch seinen letzten bedeutenden Gegner, Rußland, niederzuwerfen. Es war ein Heer, wie die Welt kein zweites gesehen hat und die meisten von diesen braven Soldaten schlafen jetzt in den Eisfeldern des ungeheuren russischen Reiches!“

Die Bauern sperrten Maul und Augen auf, wie der

Fluhhans b'richten konnte. Ihre Pfeifen rauchten wie Schornsteine.

„Alle Schrecken, die der Krieg nur je über die Menschen gebracht hat“, erzählte der Veteran weiter, „kamen über unsere Armee. Unaufhaltsam ging es vorwärts; Napoleon muß einen bösen Stern gehabt haben, der ihn unaufhörlich vorwärts drängte. Nach mörderischen Schlachten, in denen der Tod Tausende der Unsern von weitern Leiden erlöste, zog er als Sieger in Moskau ein. Die Stadt war verlassen; kein Russe zeigte sich. Bald ging auf verschiedenen Seiten Feuer aus; des andern Tages war die Stadt nur noch ein unabsehbares Flammenmeer. Dieser Brand, von den Russen planmäßig in's Werk gesetzt, war der Anfang unsers Verderbens. Meilenweit umher hatten die Einwohner selbst Alles verheert und zerstört und für die Hunderttausende war keine Nahrung mehr zu finden. Wir mußten den Rückzug antreten. Von Kosakenhaufen umschwärmt, ohne Speise, in zerlumpten Kleidern zogen wir in der grimmigsten Kälte durch die unwirthbaren Steppen; ganze Regimenter erstarrten in den Schneemassen, Tausende hatten keine Schuhe und Strümpfe mehr. Man zündete die Strohhütten an, denen man begegnete, um sich nur für einige Minuten zu erwärmen; Mancher sprang wie wahnsinnig in's Feuer und endete unter schrecklichem Gebrüll und krankhaften Zuckungen sein Leben. Wo ein todtes Pferd zu sehen war, lagerten sich die abgehungerten Soldaten wie Wölfe um dasselbe, schlitzten ihm den Bauch

auf, um ihre Füße darin zu erwärmen, setzten ihre Zähne wie Blutsauger an dasselbe, um es zu benagen. Aber all' dieses Ungemach war nur erst der Anfang unserer Leiden; alle menschlichen Begriffe übersteigt, was wir an der Beresina erlitten haben! In stürmischer Hast, in regelloser Flucht drängte Alles der Brücke zu, welche über diesen Fluß geht; furchtbar wütheten die feindlichen Kartätschen in dem dichten Menschenknäuel; glücklich Der, den sie zerschmetterten. Kaum war die Hälfte auf dem andern Ufer, — da brach die Brücke unter der furchtbaren Last zusammen; Kanonen und Wagen, Rosse und Soldaten, Alles versank in die kalte Fluth! Alle Ordnung, aller Gehorsam hatte aufgehört; mitten im Geschrei der Sterbenden und Verwundeten war Jeder nur auf seine eigene Rettung bedacht. Ich weiß selbst nicht, wie ich mit zehntausend Andern davongekommen bin, aber ich habe nie in meinem Leben ein so grenzenloses Elend gesehen; ich weiß, was der Tod ist und ich fürchte ihn nicht!"

„Ja, Du hast Etwas gesehen und mitgemacht, Fluhhans", sagten einige Bauern, und „man ist wie ein neugeborenes Kind", meinten andere, „wenn man die Welt nicht gesehen hat!" Dabei machten die Bauern manchmal Gesichter, als ob sie selber in Rußland wären und Hunger und Kälte ihnen an's Leben gingen.

Der Dickjoggi hingegen, der mit einigen eben erst eingetretenen Schnapsern an einem kleinen Tisch in der Ecke saß, machte bei dieser Erzählung eine ernste Miene

und zog seine Stirne in Falten, wie er es gewöhnlich that, wenn er nach seiner Meinung etwas Wichtiges vorzubringen hatte. „In der Bibel steht geschrieben", sagte er halblaut zu seinen Genossen, „bleibe im Lande und nähre dich redlich; wenn Einer das thut, so braucht er nicht in die Dienste eines Kaisers zu treten, um sich todthauen zu lassen für einen solchen Schurken, wie Bonaparte einer war. Hat er nicht dem Kanton Bern mehr als zwei Millionen an Silberstangen fortgeführt und dabei in die Faust gelacht? Ich hätte auch Soldat werden können; ich kann vielleicht so gut lesen und schreiben als Napoleon und der General Blücher zusammen, aber was hat man davon, wenn man zum Krüppel geschossen wird, oder sonst arm und verdorben heimkommt und nicht mehr arbeiten mag?"

„Ja", rief jetzt der alte, lahme Dorfwächter, „es war einmal nicht recht, daß der Joggi als Schulmeister abgesetzt wurde. Man kann vielleicht zehn Dörfer auslaufen, bis man Einen trifft, der so Bescheid weiß in Allem wie er."

„Sie sind jetzt vom Regen in die Traufe gerathen", flüsterte der Dickjoggi, tief befriedigt von der Anerkennung des Dorfwächters. „Der Matthisli hat die Schwindsucht bekommen vor Verdruß und Aerger und kann keine Stunde mehr Schule halten; wer weiß, vielleicht legen sie den Bettelsack an und kommen wieder zu mir; aber hundert Kronen will ich mehr haben als früher und jährlich ein neues Kleid und ein Paar neue Schuhe und

den übrigen Wein vom hl. Abendmahl; der Sigrist hat ja eigene Reben und braucht nicht noch auf Kosten der Gemeinde sich voll zu trinken!"

Dieses nur halblaut geführte Gespräch wurde von den Bauern an den andern Tischen nicht gehört; denn da war jetzt Alles laut. Unversehens war mit den Vorstehern der Gemeinde während der Erzählung des Veterans auch der Pfarrer aus dem Hinterstübli zu den übrigen Dorfgenossen in die Gaststube herausgetreten, hatte sich in der Mitte des Tisches gesetzt, wo der Fluhhans saß, hatte diesen freundlich gegrüßt, hörte mit den Andern zu und nahm Theil an dem immer lebhafter werdenden Gespräch. Der Fluhhans war, ohne daß er's wollte, der Held des Abends geworden. Eben jetzt erzählte er von dem Kaiser Napoleon selbst, wie dieser mit den Soldaten gehungert und gefroren, wie er im größten Kartätschenregen nicht von der Stelle gewichen, wie einer von Fluhhansens Bekannten ihm in der Schlacht von Leipzig die Feldflasche gereicht, wie der Kaiser daraus getrunken, dem Soldaten auf die Schulter geklopft und ihm gar freundlich gedankt habe. Dieses Alles rührte die Bergheimer sehr. Sie hatten sich den Bonaparte immer nur als halsstarrigen Herrscher gedacht, der, um seine ehrgeizigen Pläne durchzusetzen, Tausende auf den Schlachtfeldern für sich verbluten ließ. Als sie nun von Fluhhans hörten, daß Jeder der alten Garde sich zehn Mal hätte für ihn todtschießen lassen und daß er, wie kein Anderer, die Herzen der Soldaten durch väterliche Für-

sorge wie durch gewinnende Freundlichkeit zu fesseln gewußt, da hörte man bald wie aus einem Munde sein Lob ertönen.

„Hier, seht selber“, sagte der Veteran, indem er seine Weste aufriß und die große goldene Medaille an dem seidenen Band im Kerzenlichte flunkern ließ, „ich habe dreißig Jahre gedient und meinen Abschied als Korporal der Garde sammt Pension für Lebenszeit erhalten, für deren Erlangung mir hoffentlich die Berner Regierung in Paris behülflich sein wird, denn bis jetzt habe ich noch Nichts bezogen. Seht und sagt selber, daß das Kaiserreich Die, welche ihm gedient haben, nicht vergißt.“

Der Fluhhans mußte das Band abthun, denn die Bauern wollten sein Glück und seinen Ruhm mit Händen greifen. Die Medaille wanderte jetzt von Tisch zu Tisch und dieses einzige äußere Dokument seiner tapferen Vergangenheit stellte den Fluhhans bei den Bergheimern plötzlich noch höher, als all' seine Schlachtberichte.

Die Freude und die Bewunderung war jetzt allgemein und selbst die Schnapslumpen am kleinen Tisch stimmten halb und halb bei. Einer von den hablichen ältern Bauern sagte: „Es ist merkwürdig, wie ein einziger Mensch so Viele mit sich reißen und so viel Anhang gewinnen kann.“

„Was wollt Ihr“, erwiderte darauf der Veteran und seine Augen leuchteten, wie von einem höhern Feuer beseelt, „der Mensch muß an Etwas hangen, er muß Etwas haben, dem er glaubt und vertraut. Wer keine Familie

hat, wem sein liebstes Herz gestorben, verdorben oder gestohlen worden ist, der kann sich nur noch aufrichten, wenn er auf Gott vertraut und an guten Menschen Freude und Wohlgefallen hat! Wehe den Bürgern, deren Regenten böse Buben geworden sind, wehe dem Volke, das seinen Führern nicht mehr vertrauen kann! So hängt auch der Soldat an seinem Führer, an seinem General, an seinem Kaiser, der das Vaterland rettet! Ich sage Euch, nur das gibt Zusammenhang, Muth und Ausdauer. So muß jeder Mensch an Etwas glauben und wer es nicht kann, der ist für sich und für alle Andern verloren. Das spürt man erst recht, wenn man zum ersten Mal im Gefechte steht; da fällt Einem bei den ersten Schüssen das Herz in die Hosen herunter, man denkt an Gott, an Vater, Mutter und Geschwister, an das Vaterland und an all' die lieben Freunde darin; aber nur ein Augenblick, und gestärkt und gestählt geht es vorwärts, als hätte man Pulver gefressen, vorwärts zum Kampf und zum Siege!"

Der Veteran hatte bei diesen Worten seinen rechten Arm ausgereckt; sein Gesicht glühte, seine Augen leuchteten. Mit ebensoviel Hochachtung als Bewunderung betrachtete der Pfarrer den Mann und stieß kräftig mit ihm an. „Korporal Hans Bohren soll leben!" rief Einer unten am Tisch. Alle erhoben sich wie ein Mann und die Gläser stießen klirrend aneinander.

Der Bärenwirth kam jetzt zu Fluhhans gelaufen, schüttelte ihm derb die Hand und sagte: „Du bist noch

der Alte und hast das Herz immer noch am rechten Fleck. Und reden kannst Du wie ein Schulmeister! Bleib' jetzt gern bei uns in Bergheim; Du kannst mit Deinem Schwestersohn bei mir hinten im Stöckli wohnen, es ist seit vorgestern leer und gerade wie für Euch eingerichtet."

„Ja", riefen einige Bauern, „und der Fluhhans soll unser Schulmeister werden, wenn er will."

„Einmal ich wüßte jetzt keinen Bessern und mit Freuden übergebe ich ihm meine Kinder!" meinte einer der jüngern Vorsteher.

„Das ist ein Wort, worüber sich reden läßt", sagte der Pfarrer, der einen Augenblick sinnend dagesessen und nun mit den Vorstehern bedeutungsvolle Blicke wechselte. Der Dickjoggi aber, der vor einem Augenblick noch auf seinem hohen Roß gesessen und die Nase in die Wolken der Zukunft gestreckt hatte, sah jetzt ein, daß es ein Esel sei, auf dem er sitze und die Wolken nur der blaue Dunst seiner Eitelkeit, aus dem er bei den letzten Worten des Pfarrers sehr unsanft zur Erde fiel.

Aber auch der Veteran war wie aus den Wolken gefallen, als ihm jetzt der Pfarrer und einige Vorsteher auf die Seite winkten und in allem Ernste mit ihm wegen Uebernahme der Schullehrerstelle unterhandelten. Er mochte lang Ausflüchte vorbringen, der Pfarrer versprach, ihm in allen Dingen an die Seite zu stehen und namentlich im Anfang ihm zu rathen und zu helfen.

„Nun", sagte der Veteran, „vielleicht kann ich's

immer noch so gut, als ein Anderer, und dann ist ja der Arnold da, der soll mit mir Schule halten. Er liest wie ein Pfarrer, schreibt wie gestochen und das Rechnen wird auch gehen. Und ich will ihm Ordnung halten in der Schule, — Bomben und Granaten, die Kerle sollen aufpassen und sich nicht mucksen!"

So wurde denn die Sache abgemacht; der Veteran mußte den Vorstehern in die Hand versprechen, nächster Tage das Schulamt mit seinem Pflegesohn zu übernehmen. Dann setzten sie sich wieder zu Tische und freuten sich des schönen Abends und der beiden neuen Schulmeister. Der Fluhhans mußte, er mochte wollen oder nicht, spät noch ein paar lustige Stücklein zum Besten geben, die männiglich erheiterten. Unter Anderm erzählte er auch, ein französischer Sapeur, der ebenfalls den Feldzug unter Napoleon mitgemacht und in Gefangenschaft gerathen war, sei als solcher von den Russen so weit nordwärts geschleppt worden, daß er gerade am Loch des Biswinds gestanden und mit einigen Dutzend Strohwellen dasselbe für ewige Zeiten hätte verstopfen können! Ob die Bergheimer das und anderes Ergötzliche, das noch zum Vorschein kam, geglaubt haben, wissen wir nicht; gewiß ist nur, daß, als sie endlich aufbrachen, Alle so ziemlich die Wirkung des allmächtigen, ewig heitern Sagen- und Märchengeistes verspürten, der in der Tiefe eines guten Weinfasses verborgen liegt.

Achtes Kapitel.

Die Schulstube von Bergheim war von ein paar Weibern bis in den letzten Winkel gefegt und gescheuert und die Fenster, welche die längste Zeit in allen Regenbogenfarben geschillert, blank gewaschen worden, so daß sie nun hell und heimelig auf die Straße herauslugten. Drinnen aber hielten der Veteran und sein Pflegesohn miteinander Schule, daß es eine Lust war zuzuhören. Der Pfarrer hatte die erste Wegleitung in den Gang des Unterrichtes gebracht; dann überließ er die Beiden ihrem eigenen, naturwüchsigen Takt und gesunden Menschenverstand, und die Sache ging prächtig. Die Schüler hatten den freundlichen, bescheidenen Arnold, der Tag und Nacht sich selbst bildete, in kurzer Zeit liebgewonnen, und vor dem Veteranen, der einige von den größern Buben in ganz militärischer Weise Mores gelehrt, hatten diese einen Respekt bekommen, der es Keinem mehr erlaubte, auch nur den Schein von Widerspenstigkeit oder gar von bösem Willen zu äußern. Dieser Einklang von Lehre und Erziehung, von Unterricht und soldatischer Zucht wirkte heilsam und fördernd auf das Schulleben, und die Berg-

heimer hatten bald alle Ursache, mit ihren Schulmeistern höchlich zufrieden zu sein.

Der Veteran zeigte gleich im Anfang, was bei ihm der Batzen gelte; mit dem lauernden Auskundschaften der ältern Buben über das, womit sie ihn etwa am leichtesten in Harnisch jagen könnten, war es ein für alle Mal vorbei. Er zog die Zügel straff an, indem er kurze Verhaltsregeln gab, die er streng handhabte. Wohl fühlte er täglich den Mangel eigener, gründlicher Bildung; aber er las nun viel in den Büchern, die ihm der Pfarrer gegeben, und bald hatte er auch die rechte, praktische Schulmeisterweisheit gefunden. Alle geistige Entwicklung muß naturgemäß von Innen heraus gehen, nicht blos äußerlich angeheftet sein. Und der Fluhhans konnte in seine eigene Brust greifen und hervorholen, was ihm an innerer Kraft und an innerem Werth geworden war. Er sah es für eine Hauptsache an, die Kinder nur geistig zu wecken; darum unterhielt er sich mit ihnen viel in Gesprächen, machte im Sommer mit ihnen kleine Spaziergänge in Feld und Wald und hielt auch oftmals im Freien Schule. Bei den Spielen, die er häufig anordnete, lernte er die Schüler recht von Grund aus kennen; da erst bemerkte er am Besten, was hinter einem Jeden stecke und wie er einen Jeden behandeln müsse, um ihn wie einen jungen Baum gerade zu ziehen. Das Turnen war damals noch nicht zu einer Erziehungssache geworden; um die überschüssige Jugendkraft, welche die größern Knaben zu Rauflust und allerlei Muthwillen reizte, zu

ermüden, stellte er mit denselben nach allen Seiten militärische Laufübungen an und pflanzte dadurch Ordnungssinn und Gehorsam. Den Unterricht betrachtete er großentheils nur als Mittel zu tüchtiger Erziehung und Charakterbildung. „Ein Volk in Waffen" glaubte er in seiner Schule erziehen zu sollen, gute Schweizer und Schweizerinnen, die sich nicht blos ruhmredig mit den Thaten der Vorfahren brüsteten, sondern das köstliche Gut der Freiheit im Kriege zu behaupten, im Frieden aber als fleißige und gute Bürger den innern Wohlstand zu fördern und überhaupt dem Vaterland Ehre zu machen wüßten. „Liebe zum Vaterland möchte ich in den Buben wecken", sagte der Veteran einst zum Pfarrer, „es thut uns das so Noth! Alles Elend und alles Unglück, das über unser Land hereingebrochen ist, es kommt her von unserer Uneinigkeit. Das Herz blutet Einem in der Brust, wenn man die schönen Berge und Thäler ansieht, die wir unser eigen heißen, und dann die traurigen Zustände gewahr wird, unter denen wir gegenwärtig leben. Es muß und wird anders kommen, das ist mein fester Glaube; der Geist der wahren Republik wird uns einst wieder groß und glücklich machen!" Und der vernünftige Seelsorger bestärkte ihn in diesem Vertrauen.

Mit der Verwirklichung der Ideale unseres Veteranen hatte es freilich noch gute Weile. Wenn auch jener schöne Glaube, von dem er selber beseelt war, in manchem tüchtigen Kopf und in manchem gesunden Herzen in Bergheim lebte, so war da auf der andern Seite doch

auch wieder viel Bauernstolz, Sackpatriotismus und blinde Parteiwuth anzutreffen, und vor Allem auch ein üppig wuchernder Aberglaube, der ja bei der Menschheit nicht aussterben kann. Das mußte der Fluhhans bald genug selber erfahren. In Kurzem galt er in der ganzen Umgegend für einen Hexenmeister, und merkwürdiger Weise hatte er selbst dazu die Veranlassung gegeben. Das war so zugegangen.

Der Bärenwirth hatte zwei Knechte, Uli und Benz, die beide neben einander in der nämlichen Kammer schliefen. Uli war schon zehn Jahre im nämlichen Dienst und hatte sich, wie er sagte, „tuusig Pfund" (etwas über tausend Franken) erspart, die er in einem Säckchen in seinem „Tröglein" aufbewahrte. Eines schönen Morgens kommt Uli zum Fluhhans hinter das Haus und klagt ihm, das Geld sammt Säckchen sei ihm gestohlen worden, und er möchte ihm doch einen Rath geben, was er thun solle, denn einstweilen möge er dem Meister nichts davon sagen. Fluhhans, in der sichern Ueberzeugung, daß der Dieb im Hause selbst zu suchen sei, besinnt sich eine Weile; dann tröstet er den Uli, gibt ihm ein altes Gebetbuch und einen langen, dünnen Nagel und befiehlt ihm, den Nagel am Morgen vor Sonnenaufgang in einen Baum zu schlagen und dabei eine gewisse Gebetsformel abzulesen; den ersten Tag solle er ihn zur Hälfte, den zweiten aber zu drei Viertheilen einschlagen und den dritten, wenn bis dahin das Geld nicht zurück sei, ganz; damit, sagte der Fluhhans mit schlauem Lächeln, werde

dem Dieb das Lebenslicht ausgeblasen. „Aber Du darfst keinem Menschen ein Wort davon sagen, als höchstens Deinem Schlafkameraden, dem Benz, damit die Sache unbeschrieen bleibt.“ Uli thut wie befohlen. Am dritten Morgen, als Uli aus der Kammer heraustritt, liegt das Säcklein mit den vollgezählten „tuusig Pfund“ auf der Schwelle. Darüber herrschte nun großer Jubel im ganzen Hause, nur bei Benz nicht, der seines Dienstes entlassen wurde. Uli aber legte jetzt sein Geld in die Sparkasse. Nicht lange jedoch ging's, so kamen von nah' und fern, an Sonntagen oft zwei bis drei Stunden weit her, Bestohlene, um die Hülfe und den mächtigen Beistand des Veteranen zur Herbeischaffung der ihnen abhanden gekommenen Gegenstände anzusprechen. So konnte man noch vor sechszig Jahren ein Hexenmeister werden, ohne daß man's war, nur weil man etwas mehr dachte, als andere Leute!

Im Dorfe munkelte man darüber Allerlei; jedenfalls dachten Manche, der Fluhhans, der schon in seiner Jugend ein verwegener Bursche gewesen und vor keiner Gefahr zurückgeschreckt sei, könne mehr als Brod essen. Dieser mußte etwas von dem losen Geschwätz gehört haben, denn eines Tages, noch vor Beginn des Unterrichts, befahl er dem Arnold, in schönen, großen Schriftzügen folgenden Vers auf die Schultafel zu schreiben:

An Hexen und Gespenster glaubt kein gescheidter Mann,
Nur in verwirrten Köpfen trifft man noch so was an.

Die ältern Schüler mußten diesen Spruch mehrere Male laut lesen, ihn dann niederschreiben und auswendig lernen. Der Veteran aber suchte ihnen begreiflich zu machen, daß derartige Dinge nur auf Aberglauben beruhten und daß täuschende Erscheinungen immer wieder auf natürliche Ursachen zurückzuführen seien. Die Einen stutzten über diese Reden, die Andern nahmen sie beifällig und mit freudigem Lächeln auf, Alle aber erzählten davon zu Hause, und da kam an manchem Orte Feuer in's Dach.

Die sogenannten „Frommen" im Lande, an deren Spitze als Führer und Leiter der „Lampenprophet" stand, von dem wir unsern Lesern im nächsten Kapitel mehr erzählen werden, rotteten sich zusammen und erhoben in ihren geheimen Winkel- und öffentlichen Versammlungen ein großes Geschrei wider den Fluhhans und seinen Beschützer, den „ungläubigen" Pfarrer. Dabei kam ihnen ein Ereigniß zu statten, das einen sehr wunderbaren Charakter zu tragen schien, aber freilich nur kurze Zeit unaufgeklärt bleiben konnte, so daß es schließlich das gerade Gegentheil von dem zeigte, was jene Leute damit beweisen wollten. Doch, greifen wir dem Gang unserer Geschichte nicht vor und erzählen wir, was sich nicht lange nach jener Zeit ereignete, als der Schulmeister von Bergheim zum Hexenmeister gestempelt worden. — —

Der Spätherbst war gekommen, aber nicht mit dem im Frühjahr gehofften Ueberfluß. Der August war kalt und regnerisch gewesen, die zweite Heuernte nicht gerathen,

Korn hatte es wenig gegeben und die Bodenfrüchte waren zum Theil verfault oder sonst zu Grunde gegangen. Zugleich stockte mit dem einbrechenden Winter der Verdienst, denn die Nachwehen der Revolution lagen schwer auf dem Land. Manche arme Familie wußte nicht, wo das Brod hernehmen!

Es war Samstag Abend und schon ganz dunkel geworden; der Regen hatte eine Weile aufgehört und eben schlug es zehn Uhr vom Kirchthurm herab. Auf den Straßen war schon Alles leer und todt; keinen Laut konnte man vernehmen, nur das einförmige Plätschern der Dachtraufen tönte melancholisch durch die Nacht hin. Neue schwarze Wolken zogen drohend von der Abendseite herauf und begruben endlich auch den schwachen Glanz des Mondes, der für ein paar Minuten lang am sternenlosen Himmel hervorgetreten war. Nirgends war in den Bauernhäusern mehr ein Licht zu sehen; nur aus einer kleinen, baufälligen Hütte unten im Dorfe brach der matte Schimmer einer Oellampe durch die halbmorschen Fensterladen.

„Vater! Mutter!“ tönte es jetzt da drinnen unter Weinen und Schluchzen von der Nebenstube her. „Gib mir ein wenig Brod! O, wie hungert's mich! Ach, Mutter, ich kann nicht schlafen!“ riefen die Kinder.

„Wollt Ihr jetzt einmal ruhig sein?“ donnerte eine Stimme von der Stube her.

„Vater, lieber Vater, nur ein wenig Brod oder einen Erdapfel! Sei doch so gut, ach, wie ist mir so übel!“

„Hab' ich Euch nicht schon lange gesagt“, rief der Mann wieder, „daß Nichts im Hause ist, kein Brod, keine Erdäpfel, gar Nichts, und daß die Mutter und ich heute auch nichts mehr haben, wie ihr!“

„O Mutter, wie mich hungert; nur einen Erdapfel, ach, wie mich hungert, Mutter, ach!“

„Auf die Gasse werf' ich Euch, Ihr faule Waare, wenn Ihr nicht ruhig seid, und das auf der Stelle!“

„Nein, Vater, um Gotteswillen, wir wollen ja ruhig sein.“

„So schweigt, in's Teufels Namen!“ brüllte der Mann.

„Du gottloser Mensch“, heulte die Frau, die hinter dem Tische saß und ein altes Gebetbuch vor sich aufgeschlagen hatte. „Mich nimmt's nicht Wunder, daß es uns so ergeht, wenn Du, statt den Himmel anzurufen, Dein eigen Fleisch und Blut zum Teufel wünschest!“

„Schweig', Frau“, rief der Mann wild; „wenn ein Gott wäre, so gäb's kein solches Elend auf der Welt! Könnte er mitansehen, worüber sich ein harter Stein erbarmen würde!? Nein, der Mensch muß sich selbst helfen, sonst thut es Niemand“, polterte er fort in seiner Verzweiflung.

„O Du Lästermund, wie versündigst Du Dich, so wider Gott zu reden.“

„Hab' ich unchristlich gelebt, Frau? Hab' ich nicht meiner Lebtage gearbeitet wie ein Hund? Hab' ich mir nicht den Bissen vom Mund abgespart, um ihn meinen

Kindern zu geben? Aber jetzt, wo mir Niemand etwas zu verdienen gibt und der Hubelbauer mir noch von dieser Woche den halben Lohn abgestohlen hat, wie soll ich jetzt Brod herschaffen?"

„Vater, ich muß sterben! Gebt mir doch ein wenig Wasser, — o Mutter, komm' doch!" schrie eines der Kinder. Die Mutter stürzte händeringend in die Nebenstube.

„Nein, so kann ich's nicht mehr aushalten", fluchte der Mann. „Ich will mir selbst helfen, ich will Brod schaffen oder in's Zuchthaus!" Er sah wild und verstört aus; sein schwarzer, verworrener Bart, sein blasses Gesicht und die kleinen, stechenden, grauen Augen, die jetzt wie Feuer funkelten, gaben ihm ein unheimliches, fürchterliches Aussehen. Er stand auf von der Ofenbank, auf der er gesessen, nahm einen alten Militärkaput vom Nagel herunter, warf ihn um, setzte einen dunklen Filzhut auf und stand jetzt als ein vollendeter Bandit in der Stube.

„Will gerade zum Hubelbauer, zu dem Elenden, der mir und den unschuldigen Kindern das Brod vom Mund weg gestohlen hat", sagte er, langte ein Brecheisen und ein großes, scharfgeschliffenes Messer aus dem Kasten hervor und schritt gegen die Stubenthüre. Aber die Frau stürzte jetzt weinend heraus, klammerte sich fest an seinen Hals und rief mit markerschütternder Stimme: „O Du Unglücklicher! Ist das der Dank dafür, nachdem ich das Elend mit Dir getheilt, daß ich Dich als Dieb und Mörder vor Gericht sehen soll!?"

„Laß mich!“ schrie der Mann mit fürchterlicher Geberde und wand sich aus den Armen seiner Frau los; aber diese umklammerte ihn von Neuem und rief flehend: „Lieber Mann, ich bitte Dich um des Himmels Willen, bleibe da! Mach' uns nicht noch unglücklicher! Glaube mir, Gott wird uns helfen! O du grundgütiger Gott, so bleib' doch nur bis am Morgen!“

„Geh' mir mit diesen Geschichten“, rief der Mann und schleuderte die unglückliche Frau auf die Seite.

„Vater, bleib' doch da“, riefen die Kinder, „wir wollen ja gerne sterben, o bleib' doch da!“ tönte das Klagegeschrei der wie Espenlaub Zitternden aus der Kammer.

Aber der Vater war schon unter der Hausthüre und eilte fort mit hastigem Schritt. Die Kinder stunden jetzt auf aus ihren Betten, hingen sich an die Mutter und weinten und schluchzten mit ihr, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen.

Als der Tagelöhner aus dem Hause trat, hatte Jemand im Dunkel der Nacht sich neben ihm fortgeschlichen; aber Jener merkte in seiner Aufregung nichts davon. Langsam schritt der Unglückliche das Dorf hinauf. Der Mond war hinter Wolken verborgen; es schien, als ob der Himmel selber mit seiner Schwärze das Verbrechen decken wollte. Jetzt war der Mann vor dem Hause des Hubelbauers angekommen. Er stand still und horchte. Es war ihm ganz anders zu Muthe, als vorhin. Er zitterte am ganzen Leibe; bei jedem Luftzug schrack er zu-

sammen. Aber bald hatte er seinen Muth wieder zusammengerafft. Jetzt stund er bei der hintern Thüre. Alles still, kein Laut. Er nahm das Brecheisen aus dem Mantel hervor und setzte es an die Thüre. Doch horch! jetzt vernahm er ein Geräusch. Er spitzte die Ohren, aber er hörte nichts mehr; es war nur seine Furcht gewesen. Nun strengte er seine ganze Kraft an, das Schloß zu sprengen; das Messer hatte er neben sich auf den Boden gelegt, um sich bei einem allfälligen Angriff auf Leben und Tod zu vertheidigen. Aber horch, jetzt hörte er vor dem Haus ein schreckliches Kettengerassel. Er schlich an die Ecke, sah behutsam hervor und — hilf Himmel, was sah er!! . . . . .

Eine große, weiße Gestalt kam langsam auf ihn zugeschritten. Der Leib war so weiß wie gefallener Schnee und schimmerte weit durch das Dunkel der Nacht hin. Sie trug ihren Kopf unter dem rechten Arm; mit grinsendem Lachen zeigte er unter einem feurigen Vollmondsgesicht die fletschenden Zähne. Wie ein Espenlaub fuhr der Missethäter zusammen. Der Schreck lähmte ihm einen Augenblick die Glieder; er konnte nicht von der Stelle. Er sah dem Gespenst in's Antlitz; es war ihm, als ob es ihn schon am Schopf hätte und als ob er ihm nicht mehr entrinnen könnte. Immer näher kam es und, Uhuuu! Ahaaa! Ohooo! rief es mit seltsam hohler Stimme, während ein schauerliches Kettengerassel das Schreckliche dieser langgedehnten Töne erhöhte. Jetzt fiel dem unglücklichen Mann das

Brecheisen aus der Hand; aber gerade hierbei erholte er sich auch wieder, und wie der Blitz trugen ihn nun seine Füße vom Hause hinweg. Uh! Ah! Oh! tönte es ihm nach, und ganz außer Athem erreichte endlich der Gehetzte seine armselige Hütte.

Sorgfältig verschloß er die Thüre hinter sich, dann trat er in die Stube. Hier lag seine Frau auf den Knieen und betete laut; die Kinder stammelten die Worte der armen Mutter in stumpfsinniger Andacht nach. Dieser Anblick rührte das Herz des Vaters. Er warf sich halb bewußtlos auf einen Stuhl nieder und bedeckte sein Angesicht mit den zitternden Händen.

„Um's Himmels willen, was ist Dir?" rief die Frau aufspringend. „Was ist geschehen? Hast Du die That begangen?"

„Nein", sagte der halb Ohnmächtige, — „ein Gespenst, — ein Gespenst, ... gib mir Wasser."

Die Kinder hingen sich jetzt an den Vater und die bekümmerte Frau holte ein Glas Wasser.

„Jetzt ist mir besser", seufzte der Mann, als er getrunken hatte.

„Hast Du eingebrochen?"

„Nein", erwiderte er und erzählte nun, etwas beruhigter, den ganzen Hergang.

„Gott sei ewig Lob und Dank im Himmel", rief die geängstigte Frau und schlug die Hände über'm Kopf zusammen. „Horch!" schrieen die Kinder, „es klopft stark an der Hausthüre."

„Das Gespenst, das Gespenst!“ wimmerte der Mann, um's Himmels willen, Frau, mach' nicht auf, mach' nicht auf!“

„Das Gespenst!“ schrieen die Kinder, „Mutter, das Gespenst!“

Unterdessen wurde immer stärker an die Thüre gepocht; auf einmal aber hörte es auf. Dann krachte plötzlich der Fensterladen entzwei; man sah etwas Weißes durch die Scheiben und Alle in der Stube stießen einen lauten Schrei aus. Das Fenster wurde zurückgestoßen und eine Hand schob zwei große Brode und einen gesottenen Schinken durch dasselbe in die Stube; dann wurde wieder zugemacht und weiter war nichts mehr zu sehen und zu hören.

„Mutter, ein Engel“, rief das älteste Kind, „ein Engel hat uns Brod und Fleisch gebracht.“

Voller Erstaunen hob die Mutter das Brod und den Schinken auf; Freudenthränen glänzten in ihren Augen. „Sieh'“, sagte sie zu ihrem Manne, „wie hat uns der liebe Gott geholfen! Was wäre jetzt aus uns, aus Dir geworden, wenn Du Dein trauriges Vorhaben ausgeführt hättest?“

Der Mann sah betäubt vor sich hin; dann aber quollen auch aus seinen Augen heiße, erquickende Thränen; er schluchzte wie ein Kind am Halse seiner braven Frau.

„Komm'“, sagte sie zu ihm, als sie sich wieder ein wenig gefaßt hatte, „wir wollen Gott danken und für unsern Wohlthäter beten, der uns Speise gebracht. Sie

beteten laut; dann gab sie den Kindern zu essen, sie selber konnte keinen Bissen herunter bringen. Auch ihr Mann vermochte es nicht. Als die Kinder schon längst im Bett waren und die Mutter das Licht ausgelöscht hatte, saß er noch halb sinnend, halb träumend auf der Ofenbank. Das Gewissen war ihm aufgewacht; es kam ihm erst jetzt zu Sinn, daß er sein Messer und das Brecheisen hatte liegen lassen. Endlich schlief er ein. Es war ihm, als ob er am offenen Silberschrank des Hubelbauers stünde; dann kam der Hubelbauer und packte ihn an der Gurgel; er aber steckte ihm das lange Messer in den Leib und wollte mit seiner Beute fliehen. Aber er konnte nicht fort, und ganz deutlich sah er, wie der Hubelbauer sich in seinem Blut wälzte. Auf einmal sah er sich draußen in der Kiesgrube unter dem Galgen; die weiße Gestalt trat auf ihn zu mit dem feurigen Kopf unter dem Arm, — dann erwachte er mit einem lauten Schrei.

„So komm' doch in's Bett", rief die Frau. Da merkte er, daß er nur geträumt habe; es wurde ihm etwas wohler um's Herz und erst gegen Anbruch des Tages ging endlich auch er zur Ruhe.

Neuntes Kapitel.

Der Doktor von Oberhofen, ein alter, freundlicher Herr, war eben, nach einem seiner weitern Gänge in der Umgegend, zum Pfarrer von Bergheim gekommen und die Beiden unterhielten sich miteinander über das seit einiger Zeit in Bergheim und den benachbarten Gemeinden stark umsichgreifende religiöse Sektenwesen.

Der Pfarrer, obgleich erst kurze Zeit in seinem neuen Wirkungskreis thätig, hatte alle Ursache, dieser Erscheinung wegen besorgt zu sein. Vor länger als einem Jahre war ein Mann in's Dorf gekommen, der keinen festen Wohnsitz hatte, sondern nur von Zeit zu Zeit bald da, bald dort für einige Wochen auftauchte, um Unfrieden und Zerwürfniß in die Herzen zu säen und dann wieder zu verschwinden, um den gleichen Beruf auch anderwärts zu treiben. Sein fanatischer Bekehrungseifer war gerade so groß, wie seine in's Aschgraue gehende Unverschämtheit und freche Zudringlichkeit und empfing von seinen überspannten Ideen und seiner überhitzten Phantasie stets neue Nahrung. Im Anfang war, zum Aerger des alten Pfarrers, der nur noch den leeren Stühlen und Bänken zu predigen hatte, fast das halbe Dorf alle Abende bei ihm versammelt gewesen. Hauptsächlich die

Weiber und Töchter waren dem Evangelisten ergeben, und die Erweckungs- und Bekehrungsversuche gingen in den Familien meistentheils von diesen aus. Halbe Tage lang saßen sie jetzt während der Woche hinter dem Tisch bei der Bibel oder dem Gebetbuch; die Arbeit feierte, das Leben war vielerorts ein ganz anderes geworden. Manche gute Hausfrau wurde gegen ihren Mann kalt; mancher Mann grämte sich im Stillen darüber, daß die Eintracht, der süße Kern des Familienlebens, von dem giftigen Wurm der Selbstgerechtigkeit und des geistlichen Hochmuthes angefressen ward und daß das Christenthum nur dazu dienen sollte, Andere zu richten und zu verdammen!

Es ging eine Weile so fort, bis ein bedauerliches Ereigniß eintrat, das den Männern und der gesunden Vernunft wieder die Oberhand gab. Es war zur Zeit der Heuernte. Da sollte ein zwanzigjähriger Jüngling bei Hause den Wagen auf die Wiese holen. Aber eine, zwei Stunden vergehen, ohne daß der Bursche mit dem Heuwagen gekommen wäre, obschon ein Gewitter im Anzug ist. Besorgt eilt der Vater heim und findet seinen Sohn, der kurz vorher noch mit der Mutter einen heftigen Wortwechsel gehabt, im Stalle — erhängt. Was den Unglücklichen zu dieser That getrieben, wurde nur zu bald ruchbar: die Mutter und Schwestern gehörten der „alleinseligmachenden“ Sekte des Bußpredigers an und weil der Jüngling, statt mit ihnen in die „Versammlungen“ zu gehen, lieber den „gottlosen“ Gesangverein besuchte, so beleidigten, kränkten und verfolgten ihn Jene

in der ärgsten Weise, so daß der Arme endlich des Lebens überdrüssig wurde und in seiner innern Rathlosigkeit und krankhaften Ueberreizung es von sich warf, wie ein nutzlos Gewand!

Dieser traurige Vorfall erregte Unwillen in der ganzen Gegend. Die jungen Bursche rotteten sich zusammen und ließen bedrohliche Worte hören, so daß der Evangelist sich Abends nicht mehr getraute, ohne Laterne durch das Dorf zu gehen. Von dieser Zeit an hieß er der „Lampenprophet". Sein Anhang nahm denn auch bald merklich ab, insbesondere seit es doch Vielen klar wurde, daß manche solcher Fanatiker zu Denen gehörten, die früher ein ganz zügelloses und verworfenes Leben geführt und jetzt auf einmal mit einem Herzen, das faul und stinkend war vor Hochmuth, geistlich und heilig sein wollten. So war der Friede in vielen Familien wieder hergestellt, besonders als der „Lampenprophet" für gut befunden hatte, sein Licht eine Zeit lang in der geistigen Finsterniß anderer Gegenden leuchten zu lassen.

Aber er kam wieder und mit ihm auf's Neue die Zwietracht. Kaum war der alte Pfarrer gestorben, als der „Lampenprophet", von seinen Getreuen benachrichtigt, wieder einzog und seine nächtlichen Erbauungen wieder begann. Da derselbe jetzt auch Almosen spendete, die ihm von einer frommen Gesellschaft in der Stadt reichlich zuflossen, so konnte es nicht fehlen, daß sein Anhang wieder wuchs. Auch der Dickjoggi mit seinen Schnäpslern gehörte neuerdings zu den eifrigen Zuhörern des Sekten-

apostels; seit er nicht mehr Dorfschulmeister war, hielt er es für leichter und ersprießlicher, von Almosen zu leben, als zu arbeiten. Aber er hatte noch einen Grund mehr, sich an den fanatischen Prediger anzuschließen. Daß der Fluhhans und sein Pflegesohn jetzt mit so viel Glück und Eifer der Schule vorstunden, konnte er ihnen so wenig verzeihen, als dem neuen Pfarrer, der so schwach gewesen, den Gemeindevorstehern sich willfährig zu zeigen. „Der Pfarrer ist ein Neuerer", berichtete der Dickjoggi an allen Ecken und Enden, „und mit dem Fluhhans und seinem Buben steht es nicht richtig", so hörte man den versoffenen Schnapslumpen klagen, und es dauerte gar nicht lange, so glaubten es ihm auch Leute, die sonst nicht gewohnt waren, von ihm Belehrung anzunehmen. Der heimliche Krieg gegen die Schule und gegen den Pfarrer war damit erklärt und das Gemunkel kam bald diesem selbst zu Ohren. Mit schwerem Herzen dachte er an die Zukunft.

Von diesen Dingen redeten jetzt der Pfarrer und der Doktor miteinander in der stillen Studierstube.

„Ich hasse diese Sektirer gewiß nicht", sagte der Pfarrer. „Ich weiß ja, es ist im Wald nicht ein Blatt und in der Matte ist kein Grashalm dem andern völlig gleich, und eben so verschieden untereinander sind auch die Menschen. Wo aber erst Anlagen und Erziehung bei ihnen völlig andere sind, da bilden sich auch die schroffsten Gegensätze aus. Das einzige Mittel, um diese Gegensätze auszugleichen, ist bessere Erziehung und Belehrung.

Bis diese vorhanden sind, muß man in Gottes Namen die Leute nehmen, wie sie existiren und auch in religiösen Dingen möglichst Nachsicht und Geduld mit ihnen tragen; aber gerade das ist in amtlicher Stellung das Schwierigste."

„Gewiß", versetzte der Doktor, „denn die Toleranz hat auch ihre Schranken! Der Ungebildete soll dem Gebildeten, seinem Nächsten, nicht zumuthen, daß er seine höhere Bildung unterdrücke, seine bessere Ueberzeugung verleugne. Wenn der Esel lieber Disteln und Mooslische haben will, statt Haber und Heu, so lasse man ihm seine Liebhaberei; nur soll er nicht verlangen, daß ein feuriges und kluges Rassenpferd ihm zulieb auch Disteln und Mooslische und kein Heu und keinen Haber fressen müsse. Gerade so, meine ich, ist es auch mit der geistigen Speise des Menschen und insbesondere auch mit der Religion. Natürlich, Gewalt gegen Gewalt hilft hier nichts, und sektirerischen Predigern in Brunnentrögen den Pelz zu waschen, halte ich für gerade so roh, als die Frechheit, womit die Partei der Mucker sich anmaßt, Andersdenkende zu verketzern und als „Ungläubige" zu verlügen. Wenn wir einmal wieder Prediger in unsern protestantischen Gemeinden haben, die keine Phrasenhelden sind, sondern Takt und geistige Gediegenheit genug besitzen, um nicht die Schale, sondern den Kern des Christenthums zur Hauptsache zu machen, dann wird es besser werden! Aber freilich, wenn man Pfannkuchen backen will, muß man den Muth haben, Eierschalen zu zerschlagen, und den haben nicht Alle!"

„Das wahre Christenthum besteht nicht in Worten, sondern in der That“, erwiderte der Pfarrer.

Er wollte eben weiter fortfahren in seiner Rede, als stark an die Thüre geklopft wurde und der Sägersepp ganz außer Athem in's Zimmer stürzte.

„Herr Doktor!“ rief er mit bebender Stimme, ohne den Pfarrer nur zu grüßen, „Herr Doktor, kommt doch um's Himmelswillen zu mir herüber, mein Bübli ist am Sterben. Zum Glück hab' ich gehört, daß Ihr da seid!“

Der Doktor stund eilig auf, versprach dem Pfarrer, nachher noch einmal zu kommen und ging schnellen Schrittes mit dem bekümmerten Sepp in dessen Haus hinüber.

Zwei volle Stunden vergingen, bis er zurückkam. Er führte den Sepp an der Hand, als er wieder zum Pfarrer in die Stube trat, und er selbst war sehr ergriffen. Der Sepp bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und weinte, wie ein Kind.

„Es war zu spät“, sagte der Doktor, „der arme Kleine ist todt und hier bringe ich einen trostlosen Vater!“

Der Pfarrer hatte großes Mitleiden mit ihm. Es freute ihn, daß der Sepp in seiner Betrübniß zu ihm gekommen war und er redete jetzt recht tröstlich an sein Herz, so daß Sepp nach einer Weile sich etwas gefaßt hatte und dann in ruhigerer Stimmung nach Hause ging, um das Allernöthigste für die Bestattung seines einzigen Kindes anzuordnen.

„Ihr mögt haben, was Ihr wollt“, rief ihm der

Pfarrer noch nach, „es wird mich freuen, wenn Ihr zu mir kommt; Ihr müßt mich als Euren Freund betrachten und habt Euch nicht zu scheuen.“ Der Sepp dankte und ging.

„Wie der Mensch doch ganz anders wird, wenn ihn ein Unglück trifft“, sagte der Pfarrer zum Doktor, als der Sägersepp fort war.

„Ja“, erwiderte dieser, „der Mensch würde nie zum Menschen, wenn er nicht durch die stürmenden Wogen des Lebens, nicht durch die Schule des Leidens hindurch müßte! Den Sepp übrigens“, fuhr er weiter fort, „kenne ich schon lange; er ist bei Weitem nicht so, wie sein etwas barsches Wesen schließen läßt.“

„Ist das wahr?“ rief der Pfarrer.

„Gewiß“, sagte der Doktor, „und ich wollte, alle Leute auf Gottes Erdboden wären so gerade heraus, wie der Säger, so wüßte man doch, woran man wäre und es würde Einem manchmal nicht so wehe thun, Menschen kennen gelernt zu haben, deren Aeußeres Freundschaft heuchelte und deren Mund von Milch und Honig überfloß, während die Tücke und der Verrath hinter ihren Worten lauerte.“

Noch länger als eine Stunde redeten die Beiden so miteinander, bis endlich die Nacht hereinbrach und den Doktor nöthigte, Abschied zu nehmen und langsam die Halde hinunter den Heimweg anzutreten. —

Drei Tage später hatte der Sägersepp mit einigen Verwandten und Bekannten sein Büblein zu Grabe ge-

leitet. Seine sonst starke, gedrungene Gestalt schien in dieser kurzen Zeit wie gebrochen und sein blasses Gesicht stach mitleiderregend aus dem schwarzen Gewande hervor. Draußen auf dem Kirchweg hatte der Pfarrer ihm noch Muth zugesprochen, ihm die Hand gedrückt und ihn dann entlassen. Er war darum erstaunt, als der Sepp schon nach einer Stunde und noch in seinen schwarzen Kleidern wieder in den Pfarrhof kam.

„Was habt Ihr mir noch Gutes?“ fragte er den Mann, als Sepp in die Stube trat. Dieser sah den Pfarrer mit einem Blick an, in dem man lesen konnte, daß er gerne etwas sagen möchte, aber sich nicht recht getraute. Der Pfarrer verstand den Blick und bat den Sepp, frei herauszureden.

„Ja“, sagte dieser, „ich kann einmal nicht anders; ich muß Euch noch Etwas erzählen. Ich hab' es sonst dem Doktor sagen wollen, aber ich sehe jetzt, daß Ihr ein Menschenfreund seid, Herr Pfarrer, und da ist es vielleicht noch besser, wenn ich es Euch selber mittheile. Aber ich bitte Euch, doch ja Niemand Etwas davon zu sagen.“

„Ihr könnt darauf zählen“, beschwichtigte der Pfarrer.

„Am letzten Samstag“, fing Sepp an, „war ich spät über Feld und kam erst nach zehn Uhr in's Dorf zurück. Ich lief ganz langsam; kein Mensch war auf der Straße. Als ich zur Hütte des Taglöhners Christen kam, vernahm ich lautes Weinen; ich stund still und horchte. Da hörte ich, wie die Kinder um Brod schrieen

und wie endlich der Christen es nicht länger mitanhören konnte, in Verzweiflung ein Brecheisen und ein Messer holte, um beim Hubelbauer, der ihm den halben Wochenlohn abgestohlen habe, einzubrechen. Vergebens machte ihm seine Frau Vorstellungen. Sie hatte nicht Kraft genug, ihn zu halten, und der arme Teufel lief fort, um seinen Plan auszuführen."

„Und hat es gethan?" rief der Pfarrer erschrocken.

„Hört nur weiter", sagte der Sepp, „ich bin noch nicht fertig. Ich stund draußen im Dunkeln und mir war selber Angst, als der Mann wie ein Wüthender davonrannte. Die arme Frau weinte und betete zu Gott, — es ging mir durch Mark und Bein. Ich stund einen Augenblick da ohne Gedanken, gelähmt, wie wenn mich der Schlag getroffen hätte. Der arme Teufel dauerte mich, und noch mehr seine Frau und die hungrigen Kinder; geholfen hätte ich gerne, aber wie das? Und nachlaufen konnte ich ihm nicht; er hätte sich nicht aufhalten lassen. Gewalt hätte er in der Verzweiflung mit Gewalt abgetrieben, denn er hatte ein langes Messer bei sich und ich traute mich doch nicht, mit leeren Händen ihm in die Quere zu kommen. Lärm zu machen, das sah ich ein, wäre das Dümmste gewesen, denn der Hubelbauer, der Schelm, hätte den Christen einstecken lassen und ich hätte noch Zeuge sein müssen vor Gericht, — das wollte ich am allerwenigsten. Endlich kommt mir Etwas zu Sinn. Ich springe nach Hause, nehme eines meiner größten Hemden aus dem Kasten und ziehe es

über meine Kleider an, dann setze ich meine weiße Zipfelmütze auf und nehme den Kürbis vom Kasten herunter, den ich etliche Tage vorher meinem seligen Bübli ausgehöhlt hatte."

Sepp fing bei diesen Worten an zu schluchzen; dann wischte er mit seiner weißen Zipfelkappe, die er in den Händen hielt, das Wasser aus den Augen und fuhr fort:

„In den Kürbis hatte ich ein schreckliches Gesicht ausgeschnitten, steckte jetzt eine Kerze hinein, zündete an, nahm den brennenden Kopf unter den Arm und rannte davon. Als ich vor das Haus hinauskam, spürte ich zu meinen Füßen eine liegengebliebene Wagenkette, die schleifte ich auf dem Boden nach. Der Christen hatte schon angefangen an seiner Arbeit, als ich langsam auf ihn zuschritt. Zuerst konnte er vor lauter Bestürzung nicht fliehen; aber als ich näher kam und in tiefen Tönen A! O! U! in die dunkle Nacht hinaus rief, da nahm er Reißaus und ich mit Kettengerassel hinter ihm drein. Als ich merkte, er habe keine Lust mehr zum Umkehren, rannte ich nach Hause, nahm zwei Brode und einen frisch gesottenen Schinken und lief damit das Dorf hinunter. Ich klopfte an Christens Hausthüre; aber man öffnete nicht und länger wollte ich auch nicht mehr dastehen. Ich riß einen Fensterladen auf, stieß das Fenster zurück und schob meine Sachen in die Stube hinein. Dummer Weise hatte ich vergessen, mein Hemd abzuziehen; als ich das Fenster aufmachte, schrieen Alle in der Stube und meinten, das Gespenst komme wieder,

ich aber lief wie der Blitz davon und nach Hause. Und jetzt, Herr Pfarrer, denke ich, der arme Mann wird wahrscheinlich wieder ohne Brod sein, ich möchte Euch bitten, ihm dieses Geld zukommen zu lassen." Bei diesen Worten zog er ein Säcklein hervor, darin waren zwanzig blanke Franken. „Es ist das Spargeld von meinem Bübli", sagte der Sepp, „und jetzt, da es nicht mehr lebt, so thu' ich wohl am Besten, die Kinder des armen Christen vor dem schlimmsten Hunger zu schützen, bis er wieder Arbeit bekommt. Ich bitte Euch aber inständig, dem Christen nichts davon zu sagen, daß ich das Geld gegeben habe, denn ich war nie gut mit ihm, weil ich wußte, daß er dem Hubelbauer den Schelmen machen half. Nun, der arme Teufel konnte auch nicht anders; er mußte eben seinem Lohn nachgehen und das Sprüchwort sagt: Wie der Herr, so der Knecht!"

Der Pfarrer staunte den Sägersepp mit einer verlegenen Miene an. Das hätte er hinter ihm nicht zu finden geglaubt. Er nahm das Beutelchen in Empfang und dankte ihm.

„Aber um's Himmels willen, warum haben sich die Leute nicht an mich gewandt?"

„Ach, Du lieber Gott", sagte Sepp, „wie hätte Christen denken sollen, daß Ihr ihm helfen würdet? Unser alte Pfaffe — — —, verzeiht mir", sagte der Sägersepp stotternd, „. . . . das Wort ist mir so herausgefahren! Aber ich habe jetzt den Unterschied kennen gelernt zwischen einem Seelsorger und einem Lohndiener."

Der Pfarrer sah ihn fragend an.

„Ja", fuhr Sepp fort, „unser alte Pfarrer war ganz anders, als Ihr. Wenn die Leute ihm ihre Noth und ihr Elend klagten, so war sein Wort: „Ihr seid völlig selber Schuld daran! Arbeitet und betet und Ihr werdet sehen, daß Euch der Herr hilft." Aber mit diesem Trost war Denen nicht geholfen, die keine Arbeit hatten oder nicht mehr arbeiten konnten. Freilich machten es ihm die Menschen auch nicht recht, und diese sagten nun auch wieder umgekehrt, er sei selber daran Schuld. Er ging nie unter die Leute. Er half nur Denen, die sich recht fromm zu stellen und sich bei ihm einzuschmeicheln wußten; diese sah er als seine Getreuen an. Zum Dank mußten sie ihm Alles, was im Dorf geredet und gethan wurde, hinterbringen; das setzte Feindschaft über Feindschaft ab und zuletzt hatte er es mit Allen, ausgenommen dem Hubelbauer, der ein Schelm und Wucherer ist, verdorben. Er hatte Jahr aus Jahr ein nichts als Verdruß auf allen Seiten und Niemand besaß mehr ein rechtes Zutrauen zu dem Seelsorger der Gemeinde."

„Das war freilich schlimm", sagte der Pfarrer trüb und nachdenklich.

Der Sägersepp glaubte, dieser habe es nicht gerne, daß er so lange bleibe, darum stand er auf und reichte ihm die Hand zum Abschied. So höflich war Sepp vielleicht seiner Lebtage nie gewesen; aber er hatte nun einmal den Pfarrer lieb gewonnen und dieser versprach

ihm, das Geld selber zu Christen hinzutragen und dem Mann auch sonst so viel als möglich zu helfen.

„Noch Etwas“, sagte Sepp und kam wieder zurück. „Es ist ein Heidenlärm unter den Leuten im Dorf. Man muß mich doch gesehen und gehört haben in jener Nacht, als ich den Christen verjagte. Die alten Weiber und ein paar fromme Narren berichten schauerliche Dinge. Es heißt, der arme junge Bursche, der sich vor einem Jahr gehängt habe, gehe als Gespenst um, zur Strafe für seine That und für seine sündhafte Gesinnung. Es ist zum Lachen, was sie Alles zu erzählen wissen; dabei wird über die Schule und auch über Euch, Herr Pfarrer, geschimpft, daß es eine Art hat. Es thut mir leid, daß ich dazu Veranlassung gegeben; aber ich konnte doch den Christen nicht auf andere Art zurückhalten. Der Lampenprophet und seine Freunde benutzen die Geschichte, um Anhang zu gewinnen, und auf der andern Seite haben die Kiltbuben sich verschworen, den Frömmlern und ihrem Apostel bei nächster Gelegenheit eine Suppe einzubrocken.“

„Wehrt ab, wehrt ab“, sagte der Pfarrer warnend zum Sägersepp, „so viel Ihr könnt und mögt!“

Als dieser endlich fortgegangen war, dachte der neue Seelsorger noch lange über den Zustand seiner Gemeinde und über die geistige Verwahrlosung nach, die offenbar seit vielen Jahren hier Platz gegriffen hatte. Was sollte da geschehen? Wochenlang brütete er über diesen Dingen; endlich kam ihm ein leuchtender Gedanke. Seine Wirksamkeit auf der Kanzel, das fühlte er, war zu wenig ein=

dringlich, um das eingerissene Uebel auszurotten. Darum gründete er, als die wichtigsten Herbstarbeiten vorüber waren, einen Verein, unter dem Namen „Dorfverein“, worin er selber wöchentlich einmal an einem Abend in der Schulstube in der einfachsten und verständlichsten Weise dem Jüngling wie dem Greis, der Jungfrau wie der Hausmutter über die wissenswürdigsten Dinge, über die wichtigsten Pflichten, über die ersten Bedingungen der häuslichen und öffentlichen Wohlfahrt Belehrung und Unterhaltung anbot. Das waren keine gelehrten Vorträge, sondern einfache, herzliche und eindringliche Worte an die Herzen und vornehmlich an den gesunden Menschenverstand der Väter und Mütter. Zur Unterhaltung las der Pfarrer seinen Zuhörern im Dorfverein des unsterblichen Vater Pestalozzi's „Lienhard und Gertrud“ vor, jenes herrliche Buch, das noch jede unverdorbene Seele entzückt und für wahre Bildung und edle Sitte begeistert hat. Auch andere schöne und gesunde Erzählungen trug der Pfarrer vor und hatte seine Freude an dem sichtlichen Gedeihen seiner Schöpfung und an dem Segen, den er als ein weiser Säemann ausstreute. Aber der Teufel säete Unkraut unter den Weizen und die Saat wuchs schnell.

Zehntes Kapitel.

Ein feuchter Novembertag ging zu Ende. Die ganze Thalgegend lag vernebelt; die höhern Alpenweiden waren bereits von einem leichten Schnee bedeckt, und längst war der heimelige Glockenklang der Viehheerden daraus verschwunden. Auf den kahlen Vorbergen und den Schneehäuptern lag der matte, verschwommene Glanz der roth untergehenden Sonne; sie sandte eben ihre letzten Strahlen in den Wald, der sich auf der Hochebene stundenweit nach allen Seiten hinzog. Die Jagd war aufgegangen und unser Veteran hatte es sich nicht nehmen lassen, vor Einbruch des Winters noch ein paar Mal die Gegend zu durchstreifen, um da oder dort vielleicht einen fetten Hasen aufzutreiben und ihn des Bärenwirths Frau in die Küche zu jagen. Heute hatte er nichts geschossen; dennoch wurde er nicht unmuthig. Es war ihm wohl da draußen im stämmigen Hochwald, auf den gewundenen Holzwegen, den moosigen Waldmatten und an den moorigen Teichen, welche die lustig dahinstrudelnden Waldbächlein bildeten. Süße Jugenderinnerungen, die lange geschlafen hatten, stiegen nach und nach in ihm auf; es war ihm so eigen um's Herz in diesem Waldesschweigen, das von keinem

Vogelsang mehr belebt war und durch das jetzt traumhaft der letzte Sonnenstrahl zitterte. So wehmüthig lag es auf seiner Brust; es war ihm, wie wenn es durch die Lüfte schwirrte:

Aus der Jugendzeit, aus der Jugendzeit
Klingt ein Lied mir immerdar,
O wie liegt so weit, o wie liegt so weit,
Was mein einst war!

Als er so in Gedanken verloren, die Büchse an der Schulter, den Ausgang des Forstes erreicht hatte, siehe, da lag hart an der Straße, auf dem Wurzelboden einer Eiche, regungslos ein Betrunkener. Wie der Veteran sich bückte, um ihm in's Gesicht zu schauen, prallte er zurück, als ob ihn eine Hummel gestochen hätte. Es war Joseph, der Rütihubelbauer.

Einen Augenblick lang betrachtete der Veteran den am Boden Schnarchenden und nur von Zeit zu Zeit unverständlich Lallenden. Das war der Mann, der ihn wie ein Seelenverkäufer nach Holland hinunter verhandelt, der ihm sein Liebstes gestohlen, der ihn für die Hälfte seines Lebens aus dem Vaterland vertrieben hatte! „Elender Schurke“, rief es in ihm, „muß ich so Dich wiederfinden? Du verdientest, daß ich Dir mit dem Gewehrkolben die Hirnschale einschlüge, oder, wenn Du einen Schuß Pulver werth wärest, daß ich Dich für einen Hasen nähme! Feiger Bube, mit Geld die Liebe zu erkaufen und mit einer Lüge das Jawort zu erzwingen!“

Heftig pochte sein Herz, ungestüm wogte das alte Soldatenblut in ihm. Zitternd am ganzen Körper setzte er sich am andern Ende der Straße auf einen abgehauenen Baumstamm und stützte den Kopf in die Hand.

Nach einer Weile kehrte seine ruhige Fassung wieder zurück.

„Nein“, rief er, „ich will nicht Böses mit Bösem vergelten. Von Gewissensbissen geplagt, hat er sich dem Trunk ergeben; den bittern Kelch, den das Schicksal ihm beschieden, hat das Burgliseli heimlich geleert, hat geschwiegen und sich zu Tode gegrämt, als es endlich die Wahrheit ahnte, — er aber ist bei allem Reichthum nie glücklich gewesen!“

Mit diesen Worten stand der Veteran auf, näherte sich seinem Feind, rüttelte und schüttelte ihn, stellte ihn endlich auf die Beine und schickte sich an, ihn heimzuführen. Mit Verwunderung betrachtete der Rütihubelbauer seinen Begleiter, ohne ihn zu kennen. Aus halbabgebrochenen Worten und Sätzen ging hervor, daß er in einer der obern Gemeinden nach einer Gantsteigerung gezecht und gespielt hatte und dann plötzlich auf dem Heimweg, wie von einem Schlage getroffen, am Ende des Waldes niedergestürzt sei. Der Veteran sprach wenig mit ihm, faßte ihn nur fest am Arm und geleitete ihn langsam zu seiner Wohnung nach Oberhofen hinunter, wo der Meisterknecht, an dergleichen Auftritte gewöhnt, seinen Herrn oberhalb der Scheune in Empfang nahm. Der Veteran trug dem Knecht auf, dem Rütihubelbauer

am Morgen zu sagen, der Fluhhans habe ihn aus dem Wald heimgeführt. Dann trat er spät den Rückweg auf den Berg an. Eilen wir ihm eine kleine Strecke voraus, um zu vernehmen, was sich unterdessen in Bergheim zugetragen. —

Unten im Dorf lag eine wüste Pinte, in der sich schon seit Einbruch der Nacht mehrere der täglichen Stammgäste versammelt hatten. Es war der Schlupfwinkel der uns bereits bekannten Schnäpsler.

„Sie kommen", rief Einer dieser „Ritter vom Geiste" und zog seinen Kopf durch das niedere Fenster zurück, durch welches er nach allen Seiten ausgeschaut und die leisen Tritte der Nahenden erhorcht hatte. Wirklich traten auch bald der Hanspeter und der Dickjoggi in die Stube und wurden von ihren Spießgesellen mit schallendem Gelächter begrüßt. Der Dickjoggi trug etwas Weißes unter seinem Zwilchkittel, das er nicht ganz decken konnte. Alsbald war er von Allen umringt; der eine riß oben, der andere unten am Rock, um den Schleier des Geheimnisses zu lüften. Der Dickjoggi aber schob sie mit dem Arm auf die Seite und flüchtete so schnell wie ein angeschossener Fischotter hinaus in die Küche. Nach einer Weile kam er wieder und setzte sich zu seinen Kameraden, die schelmisch blinzelten und in heiseren Tönen lachten.

„Donnerwetter", hub jetzt der Hanspeter an, „das wäre bald übel abgelaufen. Wenn's nur der Pfarrer nicht erfährt, sonst könnt's uns schlecht ergehen!"

„Du bist immer der Esel in der Löwenhaut", eiferte

der Dickjoggi. „Seinetwegen“, fuhr er zu den Andern gewendet fort, „wär' ich bald in der Fuchsfalle hängen geblieben. Ich schlich auf der einen, Hanspeter auf der andern Seite gegen das Pfarrhaus zu; wir hörten ganz gut von der Küche herunter den Braten in der Pfanne pfeifen; das Backwerk roch ich weit vom Hause weg. Als wir beim Hühnerstall ankamen, öffnete Hanspeter mit dem nachgemachten Schlüssel die Thüre. Zum Glück war der Pfarrer und das Geschmeiß aus der Stadt, das heute früh angekommen ist, bei Tische; ich schlüpfte in den Hühnerstall und griff nach einem weißen Fleck, denn Hühner wollte ich keine. Es ist ja heute Martinstag. Aber als ich der Gans den Hals umgedreht und mich wieder nach der Thüre kehre, da schlägt sie der Wind zu und ich bin gefangen. Jetzt höre ich droben auf der Laube den Türk bellen und des Pfarrers Knecht reden; ich rufe leise dem Hanspeter; aber der steht draußen wie angenagelt. Ich wußte mir nicht mehr zu rathen und zu helfen. Heraus konnte ich nicht; die Stimme des Knechtes kam immer näher und die Hühner flatterten im Stalle herum, als ob ein Marder eingebrochen wäre!“

„Donnerwetter“, riefen die Andern.

„Endlich breche ich unten am Zaun mit Leibeskraft ein paar Latten durch und krieche mit der Gans unter dem Rock auf allen Vieren hinaus. Da steht der Hanspeter an der Mauer und rührt sich nicht.“

„Konnt' ich die Thüre aufmachen?“ rief Hanspeter. Wir wären Beide verrathen gewesen! Der Knecht hätte

mich von der untern Laube gesehen. Wenn er nicht gleich wieder in's Haus zurückgegangen wäre, als Du den Kopf zum Hühnerstall herausstrecktest, so hätte er Dich erwischt, ehe Du hättest krähen können!"

„Zankt jetzt nicht, — trinkt lieber auf des Pfarrers Gesundheit", rief Jost, der Wirth, der mit sechs Maß Wein aus dem Keller kam. „Ich habe meine Wette verloren und Ihr sollt heute Wein bei mir umsonst kriegen; dafür will ich Euch die Gans essen helfen. Sie wird eben gerupft; wenn Ihr zurückkehrt, wird sie schön braun gebraten sein, daß Euch der Duft davon bis auf die Straße hinaus entgegenkommt. Nun schenket ein und trinkt!"

Die saubern Gäste ließen sich das nicht zwei Mal sagen. Als sie eben im besten Zug waren, keuchte der alte Dorfwächter, Dickjoggis Freund, herein und sagte: „Nehmt Euch in Acht, es ist etwas los gegen uns; die Kiltbuben . . . ."

„Sie sollen kommen", höhnte der Dickjoggi mit bäurischer Grandezza, „wir wollen ihnen zu Martini einen Gänsekopf vorsetzen, und", fügte er halb lachend, halb drohend hinzu, indem er eine Pistole aus seinem Rockfutter hervorzog, „wenn sie noch einen Storchenschnabel dazu wollen, so können sie den auch haben."

Ein heiseres Gelächter folgte diesen Worten, als auf einmal ein greller Laternenschein die Wirthsstube, in der nur ein düsteres Oellicht brannte, durch's Fenster herein erhellte. Es war der Lampenprophet, der in's Dorf

hinauf zur „Versammlung“ ging. Auch unsere Gäste erhoben sich jetzt und schlichen ihm nach, um nach der Andachtsstunde des gewohnten Almosens nicht verlustig zu gehen. Dann wollten sie wieder kommen und den gestohlenen Braten verzehren. —

Die Nachtluft wehte kühl über der herbstlichen Landschaft und droben am dunklen Himmel glänzten nur wenige Sterne, als jetzt der Veteran von seinem weiten Gang aus dem Thal nach Bergheim zurückkehrte. Oberhalb dem Dorfe stund er still; es dünkte ihn, als höre er unter den Bäumen in der Nähe des hell erleuchteten Versammlungsortes, wo der Lampenprophet predigte, ein Flüstern von vielen Stimmen, dann wieder laute Drohungen, dann leises, halb unterdrücktes Lachen. Als er näher kam, gewahrte er einen Knäuel von dunklen Gestalten, welche die heftigen Gestikulationen des Wanderpredigers belachten, die man durch die Fensterscheiben wahrnehmen konnte. Es war auch wirklich lustig, wie sich der Schatten des Kopfes und der beiden heftig sich bewegenden Arme auf den weißen Vorhängen ausnahm, so daß das Ganze fast den Charakter eines Puppenspiels erhielt, während man vom ganzen Vortrag weiter nichts als einige zwischen hinein mit erhöhter Stimme, salbungsvollerem Pathos und glühenderem Fanatismus gesprochene Worte, wie „Sohn der Hölle“, „Teufelsbraten“, „Vetter des Satanas“, Spießgeselle des Antichrists“, „ewig verloren“ u. dgl. vernahm.

Auf einmal ertönte es unten im Dunkel der Bäume

in schauerlichen Akkorden, wie Katzenstimmen und Hundegebell, wie Hahnenschrei und Blöcken der Schafe, wie Schnattern der Gänse und Quacken der Frösche, wie Brüllen des Löwen und Heulen des Wolfs. In entsetzlichen chromatischen Gängen schwebte dieses Menageriekonzert durch die Nacht hin. Mit einem Satz war aber auch der Veteran mitten unter den jungen Burschen. „Der Schulmeister“, riefen Einige und pausirten, während die Andern in wildem Takt fortfuhren.

„Um Gotteswillen“, rief der Veteran, „hört auf, verhaltet Euch ruhig, macht nicht, daß es ein Unglück gibt!“ Aber die Bursche ließen sich nicht abhalten. Es war, als ob der leibhaftige Satan in sie gefahren wäre; wenn die Einen schwiegen, fingen die Andern desto lauter an. Oben aber im Versammlungssaal war jetzt Alles in Bewegung. Plötzlich wird das Fenster aufgerissen und der Lampenprophet tritt mit einem unheiligen Fluch an dasselbe. Im Nu springt auch der Dickjoggi herzu, reißt die Pistole heraus und feuert ohne langes Besinnen nach der Richtung, wo der Lärm herkommt. Jetzt Todtenstille; dann ein herzdurchdringender Schrei: „Mein Gott, ich bin getroffen!“

Wie aufgescheuchte Sperlinge waren die Bursche entflohen. Die Kugel hatte ihr Ziel gefunden, — der Veteran lag draußen unter dem großen Nußbaum in seinem Blute.

Es ging nicht lange, so kamen Leute mit Laternen und Windlichtern auf den Unglücksplatz. Die Aufregung

war eine unbeschreibliche; die Frömmler gaben dem Fluhhans Schuld und sprachen es offen aus, es werde wohl den rechten getroffen haben; die übrigen Dorfbewohner in ihrer großen Mehrheit aber waren erbittert über die ruchlose That und forderten zur augenblicklichen und strengen Verfolgung der Schuldigen auf.

Dem Lampenprophet war der Muth zum Weiterpredigen vergangen. Er machte sich, sobald er die traurigen Folgen seines Wirkens gewahr wurde, aus dem Staub und flüchtete sich in der Nacht noch außer Landes. Der Dickjoggi aber wurde eingezogen und in's Gefängniß geworfen.

„Der Fluhhans ist todt, der Fluhhans ist todt", hieß es durch das ganze Dorf, als vier Träger den Bewußtlosen auf einer Bahre langsam zum „Bären" hintrugen. Der allgemeine Unwille stieg von Minute zu Minute und hätte sich bis zu Thätlichkeiten gesteigert, wenn nicht der Pfarrer und die Gemeindevorsteher mit allem Aufwande von Energie und Beredtsamkeit zu Ruhe und Ordnung ermahnt hätten. Arnold zerfloß in Thränen und wankte wehklagend hinter der Tragbahre her. Erst als nach einer Stunde der Doktor von Oberhofen heraufkam und erklärte, die Wunde sei zwar gefährlich, aber nicht unbedingt tödtlich, legte sich der allgemeine Sturm in den Gemüthern und machte einer etwas ruhigeren Anschauung Platz. In allen Häusern redete man von der Unthat bis nach Mitternacht; im Bären wogte es die ganze Nacht ab und zu, nur zum Pintenwirth Jost

wagte sich Keiner von seinen saubern Stammgästen; er mußte die gestohlene Gans allein verzehren. —

Es kamen jetzt trübe, unerquickliche Tage über Bergheim, da Jeder für und wider die That Partei nahm, obgleich sie Keiner billigte. Der Veteran war durch die Brust geschossen worden und die Kugel mußte ihm aus dem Rücken herausgeschnitten werden. Die Operation gelang und der Arzt sprach schon einige Tage nachher die bestimmte Hoffnung aus, der Verwundete werde am Leben bleiben. Der Dickjoggi sagte vor Gericht aus, er habe den Schuß nur in der Absicht gethan, um die Ruhestörer zu erschrecken; auf der andern Seite hellte sich die Unschuld des Veteranen durch die Zeugenverhöre vollständig auf und es stellte sich heraus, daß er gerade um seines Abmahnens willen das unschuldige Opfer des Leichtsinns und des tückischen Zufalls geworden war. So wurde denn nach einem Vierteljahr der Dickjoggi zu acht Monaten Gefängniß und zu einer Geldentschädigung an den verwundeten Schulmeister verurtheilt, an welche auch die lärmenden Bursche, die den Unfug veranlaßt, ihr Theil zu entrichten hatten. Außerdem wurde ihnen vom Gericht noch eine ernste Rüge mit auf den Heimweg gegeben. Damit legte sich nach und nach die Aufregung; das Gewitter hatte vertobt, der Himmel war wieder blau und die Wirksamkeit des Pfarrers war von nun an eine weit eindringlichere und mächtigere.

Der Veteran wurde durch diese Wendung der Dinge im Dorfe jetzt ein Gegenstand allgemeiner Theilnahme.

Kein Tag verging, daß nicht der Pfarrer oder irgend einer der Vorsteher ihn besuchte. Der Doktor hatte anfänglich, als sein Patient zwischen Leben und Tod schwebte und in den Wundfiebern lag, alle Mühe, um die vielen Besuche von Theilnehmenden oder auch bloßen Neugierigen zurückzuweisen. Arnold theilte seine Zeit zwischen der Schule und den Nachtwachen am Bett seines Pflegevaters. Der gute Bursche war unermüdlich in Bezeugung seiner Liebe und Dankbarkeit und seine Gesundheit fing unter dieser mühevollen Hingabe bereits zu wanken an, als es endlich nach Monaten mit dem Kranken wirklich zu bessern begann. In diese trübe Zeit hinein leuchtete für Arnold plötzlich ein heller Sonnenstrahl. Der gute Prior auf dem Simplon hatte die beiden Wanderer nicht vergessen. Eines Morgens kam der Pfarrer mit freudestrahlendem Gesicht und hielt einen Brief in der Hand von dem würdigen Mann droben in der Eiswelt, an das Pfarramt Bergheim gerichtet; darin stand, es sei ihm gelungen, mit Hülfe einiger einflußreicher und wohlthätiger Menschenfreunde dem Arnold für ein ganzes Jahr lang eine Freistelle in der berühmten Lehrerbildungsanstalt von Vater Pestalozzi in Iferten zu verschaffen, und im nächsten Frühling solle er sich reisefertig machen. Auch sonst noch allerlei Liebes und Gutes schrieb der edle Mann und lud seine beiden Freunde ein, ihn noch einmal zu besuchen, ehe er sterbe!

Diese Nachricht brachte mitten im Winter Leben und Trost in die einförmig sich verlaufenden Tage. In Ar-

nold's Herzen jubilirte es wie Vogelsang im neuerwachten grünen Wald; über das Antlitz des Kranken aber breitete sich ein milder, stiller Friede aus, jene freudige und schon halb muthvolle Ergebenheit, die den Wiedergenesenden so schön steht. Und jetzt kam auch für den Fluhhans noch eine Stunde, in der sein ganzes Wesen gehoben und gekräftigt wurde, wie durch einen wunderbar heilkräftigen Zaubertrank.

Joseph, der Rütihubelbauer, war bald nach Neujahr von einem neuen Schlaganfall getroffen worden. Nachdem er mehrere Tage fast regungslos dagelegen, kehrte ihm kurz vor seinem Tode das Bewußtsein für ein paar Minuten zurück. „Wo ist der Fluhhans", fragte er das Majeli, seine jüngere Tochter, die bei ihm wachte, mit schwacher Stimme, „hat er mich aus dem Wald zurückgebracht?" Dann verdunkelten sich seine Sinne wieder. Nach einer Weile schien er neuerdings wie aus einem schweren Traum zu erwachen und sagte: „Majeli, ich fühl's, daß ich noch heute sterbe. Aber wann ich todt bin, so gehe zum Fluhhans hinauf, nach Bergheim, und sag' ihm, ich lass' ihn um Verzeihung bitten. Bring' ihm vom besten Wein, den wir im Haus haben, daß er sich stärke. Gelt, Kind, Du versprichst es mir; ach Gott, ich habe ihm großes Unrecht gethan! Ich habe viel gelitten, ich habe gebüßt, unsichtbar, in meinem Innern!" Er versuchte noch eine Bewegung, um sich zu erheben, aber die unerbittliche Hand des Todes hatte ihn berührt und im nächsten Augenblick lag er entseelt in seinem Kissen.

Das Majeli entledigte sich gewissenhaft des Auftrages seines todten Vaters, sobald der Zustand des Veteran's den Besuch gestattete. Das Herz war ihm schwer von der Rede des Todten, die es nicht verstand und es hatte in den nächsten Wochen darauf da und dort bei Vertrauten um Erklärung derselben gebeten, die ihm denn auch zu Theil wurde, so weit es derselben bedurfte. Es war ein schwerer Gang für das Majeli, aber er mußte gethan werden, und so machte es sich denn an einem milden Sonntagnachmittag im Februar auf. Der Meisterknecht mußte das neue Wägelein anspannen; darauf luden sie ein kleines Fäßchen Waadtländer und in mehreren Körben allerlei Brod- und Fleischwaaren sammt einer Welle Tuch von hundert und mehr Ellen. Stüdi, die Bärenwirthin, führte die Tochter des Rütihubelbauers in's Stöckli hinüber, wo Arnold eben mit gedämpfter Stimme unserem Veteran eine Geschichte vorlas.

Als Majeli eintrat und freundlich grüßte, war es dem Kranken, als ob ein Gebild aus Himmelshöhen vor ihm stehe. So hatte einst das Burglifeli ausgesehen; das war dieselbe schlanke Gestalt mit dem anmuthigen leichten Gang, dasselbe Gesichtchen wie Milch und Blut, dieselben ernstschauenden Augen mit den langen, seidenen Wimpern, dasselbe blonde Haar mit dem reichverschlungenen Flechtenkranze. Er strich mit der Hand über die Augen, als ob er das Blendwerk wegwischen wollte, — aber er wachte, er träumte nicht. Und als nun Majeli Alles, was den Vater noch gedrückt, erzählte und die Ge-

schenke heraufbringen ließ und für den armen, todten Vater um Verzeihung bat, da war es ihm, als ob er sein Burgliseli reden hörte, und Thräne um Thräne schlich ihm den grauen Bart herab, und die Stimme versagte ihm, daß er nicht reden konnte.

„Der Himmel ist gerecht", sagte er endlich tief gerührt, „und ein jeder Mensch trägt den Richter in der eigenen Brust."

Majeli's Augen wurden naß bei diesen Worten. Es glaubte die ungeheure Wucht des Schicksals zu fühlen, das sein Vater über diesen Mann gebracht, denn seine Worte brannten ihm wie feurige Kohlen in der Seele. „Verzeiht dem Vater um unserer seligen Mutter willen", stammelte es kaum hörbar und trat näher an das Bett.

„Ja", sagte der Veteran, „verzeihen ist das Schönste! Ihm sei verziehen, um dieser Stunde willen!" Dann faßte er Majeli's Hand, zog sie an seinen Mund und küßte sie.

Die freudige Ueberraschung hatte den Kranken erschöpft; aber sein Auge leuchtete von einem milden Glanz und das Glück dieses Tages umfluthete ihn wie ein seliger Traum. Als Majeli endlich ging und ihm versprach, wieder zu kommen, da glaubte er endlich an die Wirklichkeit dieses Traumes und ein wonniges Empfinden erfüllte seine Seele, so daß ihn von nun an dünkte, es sei alle Tage Sonntag.

Majeli hielt Wort; es kam jeden Sonntag wieder und beglückte durch seine Gegenwart die Tage des Ge-

nesenden. Und jedes Mal brachte es ihm etwas mit, eine gute Speise oder irgend einen Gegenstand, der ihm nützlich oder nöthig schien. —

Unterdessen war der Frühling gekommen. Der Veteran erfreute sich wieder seiner vollen Gesundheit. Er hielt jetzt allein Schule, denn sein Pflegesohn war auf des Pfarrers besonderes Andrängen pünktlich auf die festgesetzte Zeit bei Vater Pestalozzi in Iferten erschienen, bei dem Manne voll Erbarmen für das sittliche Elend des Volkes, bei dem großen Erzieher mit dem Herzen voll Liebe gegen die Kinder und voll Mitleid gegen die Armen! Eine ganz neue Welt ging hier dem eifrigen Jüngling auf. Hier lernte er das Wort verstehen: „Lasset die Kinder zu mir kommen und wehret ihnen nicht, denn ihrer ist das Himmelreich.“ Hier sagte man ihm: „Das jugendliche Herz ist ein Garten Gottes voller Lust und Freude; wehe Dem, der es kränken oder schänden könnte, — er wäre besser nicht geboren!“ Hier verkündete man auf's Neue die ewige Wahrheit: Das ächte Leben besteht nicht in Worten, sondern in der That.

Die Natur kann über Nacht ein wüstes, winterliches Gefild in eine lachende Flur verwandeln und den Baum, der heute noch unscheinbar und farbenarm in brauner Knospenfülle dasteht, läßt sie morgen schon in buntem Blüthenschmucke prangen. Wer aber bringt den Frühling dem Menschenherzen? Wer säet die Gefilde des Geistes an und wer weckt den Lenz im Völkerleben, daß die Nationen stark werden wie junge Adler und in frischer

Thatkraft erglühen? Die Antwort auf all' diese Fragen erhielt Arnold in Iferten, und auch seine junge Seele glühte auf an den warmen Sonnenstrahlen eines edlen Menschenthums! —

Nach einem Jahre kam Arnold zurück; wie schnell war es entschwunden! Und noch ein paar Jahre vergingen, da wanderten drei glückliche Menschen im Frühling das Rhonethal hinunter und die Simplonstraße hinauf nach der Eiswüste des Hospizes. Es war der Veteran und Arnold mit seiner jungen Frau, dem Majeli. Der würdige Prior segnete sie und nahm für Zeitlebens von ihnen Abschied. „Seid glücklich", sagte er, „und denkt stets daran, daß das Glück nicht in hohen Ehrenstellen und in Reichthum besteht, sondern daß nur das Herz es ist, welches arm oder reich macht!" —

Als sie in der Frühe eines Sonntags wieder nach Bergheim zurückkehrten, da läuteten eben die Glocken zusammen; auch von den umliegenden Dörfern grüßte sie harmonisches Geläute und ihre Seelen gelobten sich droben in der Stille des Gebirgs auf's Neue, was sie sich vor Kurzem für das ganze Leben versprochen hatten. Der Veteran war noch lang Zeuge des reinen, stillen Glückes der beiden Kinder, die ihn als Vater verehrten; er erlebte noch den Anfang der Dreißigerjahre, jene schöne Zeit, die wie ein geistiger Frühling über unser Vaterland hereinbrach und dasselbe seiner spätern, kräftigern politischen Entwicklung entgegenführte.

Das schwarze Buch der Wahrsagerin.

Historische Novelle.

Nach einer geschichtlichen Anekdote des N. Pitaval bearbeitet.

Erstes Kapitel.

In der Vorstadt.

Ein trüber Herbstnachmittag lag über Paris ausgebreitet, eine jener unwirthlichen Stimmungen der Natur, die sich rasch auch den Menschen mittheilen.

Davon scheinen denn auch zwei Frauen erfüllt, die eben in der Nähe des Faubourg St. Germain aus einem Fiaker steigen und ihrem Kutscher für eine kleine Zeit zu warten gebieten, bis sie von einem Besuche zurückgekehrt sein würden. Mit einem bedeutungsvollen Lächeln nimmt der Alte den Befehl entgegen, indem er den Damen einen forschenden Blick nachsendet und leise in sich hinein murmelt: „Richtig, die lenken in die Straße der Voisin."

Mit diesem „Richtig" hatte es eine eigene Bewandtniß. Wie viele tausend Personen hatte der in seinem Dienst ergraute, durch reiche Trinkgelder etwas verwöhnte Mann schon nach der Vorstadt gefahren, — alle nach demselben Ziel, nach der Gasse der Voisin! Heruntergekommene Edelleute, galante Abbés, Offiziere, die das zweifelhafte Glück des rauhen Kriegsgottes in das Schuldgefängniß

oder in eine unfreiwillige Verbannung zu führen drohte, selbst Standespersonen vom Hofe, vor Allem aber Frauen, unglücklich Liebende, vom Teufel der Eifersucht Geplagte, und Hunderte, die im Leben auf irgend eine Weise Schiffbruch gelitten, sah man an dunklen Abenden und regnerischen Tagen nach der Vorstadt wandern, wo in einem engen, schmutzigen Gäßchen die Priesterin des stummen Schicksals, die berühmteste Kartenschlägerin und Wahrsagerin von Paris, Madame Voisin, ihren Tempel aufgeschlagen hatte.

Wer täglich mit Menschen umgeht, die doch alle mehr oder weniger in dunklen Schriftzügen die Geschichte ihres Lebens im Antlitz tragen, der wird endlich zum Physiognomiker, und wenn er auch nur ein mit scharfen Augen versehener Kutscher wäre. So hätte unser edle Wagenlenker mit seiner gerunzelten Zeusstirne und seiner ungeheuren, wie ein Bollwerk der Klugheit in's Reich der Luft hineinragenden Nase darauf geschworen, die ausgestiegenen Damen werden von Liebeskummer oder gar von noch etwas Schlimmerem zur Voisin getrieben, die in solchen Angelegenheiten immer Rath wußte, aber gewöhnlich auch nur dann aufgesucht wurde, wenn alle andern Mittel erschöpft waren. In solcher Meinung wurde der alte Pietro bestärkt, als er bemerkte, wie die von ihm gefahrene Herrschaft sich in undurchdringlich schwarze Schleier hüllte und gleichzeitig zwei abgetragene Mäntel umwarf, die kaum zu einem andern Zweck gewählt waren, als um Neugierige über ihren Stand zu täuschen.

„Soll mich wundern, ob sie Einlaß erhalten“, murmelte er in sich hinein, indem er das eine der Pferde mit der dürren Hand tätschelte. „Die alte Hexe ist seit Jahren vornehm geworden. Haben sie keine Empfehlungen, so können sie mit einer langen Nase abziehen, wenn ihnen nicht ein goldener Schlüssel das verdammte Theater öffnet. Na, Alterchen, bist gut gelaufen und meiner Treu' in Schweiß gekommen; wart', ich werde dir eine Wolldecke über'n Rücken breiten, es könnte doch etwas länger dauern, bis das Schicksal, — Scheusal wollte ich sagen, zum Spruch gekommen.“

Florette Brunet, die ältere der beiden Frauen, die in diesem Augenblick den Augen des Kutschers entschwanden, schien im Alter von über dreißig Jahren zu stehen. Sie konnte sogar für jünger gelten und machte in der That darauf Anspruch. Ein orientalischer, etwas in's Bräunliche spielender Teint, von einer zarten Röthe der Wangen überhaucht, verlieh ihrem schön geschnittenen Gesicht fast einen Anflug von Härte, wenn nicht ein beständiges Lächeln auf ihren Lippen geschwebt und, verbunden mit den feurigen Strahlen, die ihre großen, schwarzen Augen versendeten, Licht und Wärme in diesen Marmor gebracht hätten. Die üppigen, aber durchaus ebenmäßigen Formen ihres Körpers waren mit jener künstlerischen Sorgfalt im Schnitte des Gewandes hervorgehoben, zu welchem die Pariserinnen den Instinkt mit auf die Welt bringen; ihre Tournüre war durchaus untadelhaft, obgleich Florette dem Bürgerstand angehörte, und ihr Schritt verrieth die

kräftige und entschiedene Natur, die eben so graziös ihren Pas in den Soirées dansantes jüngerer Freundinnen ausführte, als sie sicher und furchtlos am Saum eines Bergabhangs oder auf dem schwankenden Steg eines ausgetretenen Flusses wandelte.

Melanie Ch., Florettens Begleiterin, war eine ganz andere Erscheinung. Von ätherischer Leichtigkeit glich ihr Gang dem Wehen des Windes, der das Gras nur in silbergrünen Wellen bewegt, ohne es niederzudrücken. Der feine Ausdruck ihres blassen Gesichtes, in dem ein wehmüthiger Zug von tiefer Güte lag, übte eine Anziehungskraft, der man nicht widerstehen konnte. Kaum zweiundzwanzig Jahre alt und seit drei Jahren die Gattin eines geachteten Beamten am Hofe, galt sie früher in weiteren Kreisen für eine Schönheit; sie verdiente diesen Ruf um so eher, als sie nicht davon berauscht zu sein schien und neben den huldvollen Gaben, welche die Natur ihr verliehen, den Werth des innern Lebens gerade in Gesellschaft ihrer oft faden Bewunderer längst schätzen gelernt hatte.

„Geht es noch weit?“ fragte Melanie ihre Führerin, indem sie einen Augenblick zögernd stille stand.

„Ist Ihnen bange? Seien Sie ohne Furcht.“

„Wollen wir nicht lieber umkehren?“ hauchte Melanie, von einer tödtlichen Blässe übergossen. „Wie unheimlich sind diese engen Gassen!“

„Sehen Sie, links von jener Brunnensäule mit dem steinernen Roland, aus welcher drei Wasserstrahlen schießen, in dem niedern, schwarzen Hause, dessen altfränkisches

Dach zwischen die benachbarten Giebel wie ein schmutziger Filzhut eingezwängt ist, — dort wohnt sie. Kommen Sie; ich sage Ihnen, sie weiß mehr wie andere Leute. Ohnehin muß ich Antwort haben auf meine letzte Anfrage, und für Sie geht die Sache fast wie im Vorübergehen. Wollen Sie sich noch länger abquälen und vor einer Gewißheit zurückscheuen, die, sie mag heißen wie sie will, mindestens dem Zweifel vorzuziehen ist?!"

Mechanisch folgte Melanie der beherztern Brunet. Sie standen jetzt vor einem höchst unsymmetrischen, schwarzgrauen Gebäude, das irgend einem alten Rattennest oder einer jener dumpfen Spelunken glich, worin Schwindler und Diebe ihr Handwerk treiben und an deren Schwelle anständige Leute nicht ohne eine Anwandlung von innerem Schauder vorübergehen.

„Ich fürchte mich, Florette; sehen Sie, wie jene große, gelbe Katze dort uns mit glotzenden Augen mißt und den gemästeten Leib wie ein Tiger dehnt! Ich hasse die Katzen, es wird mir unwohl in ihrer Nähe."

„Kommen Sie", nöthigte Florette, welche schon die Klingel zog und an der geöffneten Thüre von einem alten Diener der Prophetin um die Karte der Herrschaften gefragt wurde.

„Hier", sagte Madame Brunet, und übergab dem Mann mit dem bleichen Gesicht und den erstorbenen, kalten Mienen einen grünen Papierstreifen, den sie vor ein paar Tagen von der Voisin selber empfangen.

„Es ist gut", erwiderte dieser. „Steigen Sie herauf."

Wie ein furchtsames Kind am Rocke der Mutter, hielt sich Melanie mit der Hand am Mantel der Freundin, und Beide huschten durch den dunklen Hausgang über die halsbrechende Treppe zu der in diese unheimlichen Schauer sich hüllenden Wahrsagerin empor.

Sie traten jetzt in ein mit grotesken, aber halb verwaschenen Freskomalereien verziertes Gemach, das als Empfangszimmer diente, und dessen Thüre ihnen von dem voranschreitenden Portier geöffnet wurde. Es lag in einem verborgenen Winkel des Hauses; irgend ein abgedankter Theatermaler, der einmal in der Verzweiflung Zuflucht zum Kartenschlagen genommen, mochte aus Erkenntlichkeit mit kecken Pinselstrichen diesen feuchten Wänden einen flüchtigen poetischen Reiz verliehen haben, wie ihn der Aberglaube liebt; immerhin war dieser Umstand ein Zeichen, daß es die Voisin nicht verschmähte, auch durch äußere Eindrücke auf die Gemüther zu wirken.

Zugleich mit den Eintretenden war auch das gelbe Ungethüm hineingesprungen und durchmaß träge wandelnd das Zimmer nach der Seite, wo eine zweite Thüre in ein verschlossenes Kabinet führte. Da es hier keinen Einlaß fand, so schwang es sich in einem Satz auf die Marmorplatte des Kamines, in dem ein gelindes Kohlenfeuer unterhalten war, und hockte so in sich gekauert und wie ein still drohender Wächter dem Besuche gegenüber.

„Mir ist so unheimlich bange“, sagte Melanie, „daß ich kaum etwas werde vorbringen können.“

„Es wird Alles gut gehen“, flüsterte Florette. „Aber

nehmen Sie sich in Acht, sprechen Sie nicht. Die Wände haben hier Ohren; jeder Winkel ist von dem Auge der Wahrsagerin durchspäht, jede Ritze von ihrem Ohr behorcht. Ich könnte Ihnen wunderliche Dinge erzählen; lassen wir das jetzt, Sie werden sich bald selber überzeugen."

Eine Pause trat ein, während welcher der Blick der Freundinnen auf der sonderbaren Ausstattung des Zimmers ruhte.

Rechts nach vorne stand ein alter Tisch mit gedrehten Füßen, von einer staubigen Bücherreihe bedeckt. Alte Folianten mit verstochertem Pergamenteinband lagen da aufgeschlagen, die sich durch einige hervorsehende Figuren als Planetenbücher oder ähnliche Erzeugnisse einer verschrobenen Einbildungskraft auswiesen, womit die Spekulation heute noch den Büchermarkt überfüllt, weil diese Ausgeburten einer krankhaften Phantasie immer noch Käufer finden. Denn im Menschen lebt ein Trieb, der das Räthselvolle und Geheimnißtiefe liebt und sucht, aber, wenn er keine sorgfältige Ausbildung und gesunde Nahrung empfängt, sich in ein gefährliches Spiel mit den übrigen Seelenkräften verliert, in welchem der Verstand verloren geht und nur die Sucht bleibt, die Sucht, — allwissend zu sein!

In der Mitte des Hintergrundes zog ein breiter, freistehender Schrank mit vielen Schubladen, wie ihn die Apotheker und Krämer gebrauchen, die Aufmerksamkeit auf sich. Derselbe zeigte in der Mitte einen weiten,

kreisrunden Einschnitt, dessen kraterförmige Vertiefung mit Metallblech ausgeschlagen war und der dazu diente, bald einen kleinen Dreifuß sammt Weingeistschale, bald ein Kohlenbecken, bald irgend eine andere Vorrichtung aufzunehmen, womit die Kartenschlägerin ihre Orakelsprüche in die Schauer einer höhern Welt einzuhüllen versuchte. Die Ecken dieses Tisches waren mit mythologischen Statuetten und ein paar Vasen geziert, worin rothe und braune Herbstblumen langsam ein welkes Dasein aushauchten. Türkischrothe Vorhänge ließen das melancholische Zwielicht des nebligen Tages gedämpft durch die kleinen Scheiben fließen und warfen einen düstern Schein auf die genannten Vorrichtungen und die abenteuerlich gemalten Wände.

In dem Momente, als die Blicke der beiden Frauen an dem geheimnißvollen Tische hingen, öffnete sich die Thüre des Kabinets und ein Weib trat herein, hoch und schlank, von imponirender Haltung und einem für ihr höheres Alter äußerst interessanten Gesichte, — Madame Voisin. Ihr noch rabenschwarzes Haar, dessen lange und dicke Flechten einen beneidenswürdigen Schmuck bildeten, überschattete eine hohe Stirne, worin nur äußerst wenige feine Linien wie leise Andeutungen von erlebten Sorgen und Kümmernissen verborgen lagen; das übrige Gesicht mochte vielleicht geschminkt sein; es hatte etwas Wachsartiges und ging leise in's Gelbliche. Ein Paar dunkle Augen zeigten ein düsteres, unheimliches Feuer; alle ihre Züge waren

von einer seltenen Kraft und scheinbaren Ruhe gehalten und geglättet und verriethen das lauernd kalte Gesicht eines diplomatischen Genies, das die dämonische Gluth seines Innern unter dem Eise der Besonnenheit verbirgt. Um den obern Theil des Kopfes trug die Voisin ein weiß und gelb gewürfeltes, seidenes Tuch, vorne über der Stirne in einen Schlick zusammengeknüpft, dessen beide Zipfel wie zwei Isishörner standen und in gewissem Sinne den Anzug der Wahrsagerin als Priesterin der ägyptischen Kunst charakteristisch vollendeten.

„Sie sind pünktlich", sagte sie unter einem leichten, grüßenden Nicken des Kopfes und mit tonloser Stimme zu Floretten, „aber ich erwartete Sie allein. Es sind wichtige Mittheilungen, die ich Ihnen zu machen habe; warum stören Sie dieselben durch die Dazwischenkunft einer fremden, mir nicht empfohlenen Persönlichkeit, die außerdem, wie mir der Geist sagt, ohne Glauben und darum auch ohne Vertrauen über meine Schwelle tritt?"

„Eine Freundin", erwiderte Florette, „vor der ich kein Geheimniß habe. Sie kennt den sonderbaren Traum, worin mir der Gatte im Sterbehemd, die Tochter im Garten des Klosters zu Saint Sulpice erschienen ist. Außerdem ist sie selber im Fall, Ihren Rath zu suchen, und dies nicht ohne hohes Vertrauen auf Ihre Kunst."

„Gut denn", versetzte die Voisin mit einem feinen Lächeln, „ich nehme Ihr Wort als Bürge. Aber erinnern Sie sich, daß ein unverbrüchliches Schweigen Jedem auferlegt ist, der das Schicksal befragt, ehe es

selbst reif geworden ist für den Eintritt in's Leben; denn der Geist läßt seiner nicht spotten. Schwören Sie mir", fuhr sie, zu Melanie gewendet, fort, „daß Sie nie von dem, was Sie hier sehen, hören oder erfahren, gegen mich, die ich nur das Werkzeug des Geistes bin, dem ich diene, einen schlimmen Gebrauch machen werden."

„Ich schwöre es."

„Nun denn", begann die Prophetin zu Floretten, und ihre Augen schienen dabei von einem dunklen Feuer zu leuchten, „der Geist hat mir Antwort gegeben, und ich will den Schleier lüften, der über Ihrer nächsten Zukunft liegt. Sie wissen, was ich schon letzthin vermuthete, als ich Ihnen die Karte legte; heute kann ich Ihnen Alles nur bestätigen. Herr Brunet wird das Zeitliche segnen, noch ehe das Laub von den Bäumen fällt."

Melanie athmete hörbar; Madame Brunet erblaßte. „Ihre Aeußerungen sind so bestimmt", sagte sie beklommen, „daß sie mich erschrecken."

„Auch Ihre Anfrage war bestimmt, Madame", versetzte die Kartenschlägerin, „so daß ich mich nicht besinnen durfte, Ihnen Alles zu sagen. Werden Sie das Schicksal in seinem Gang aufhalten? Probiren Sie es, geben Sie mir Gold; ich werde dafür zwanzig Seelenmessen lesen lassen in der Kirche St. Eustache; vielleicht greift der Heilige in das Rad der Zeit, ohne sich die Finger zu verstauchen."

„Nein, keine Messen; vermöchten diese das Geschick zu ändern? — Ich bin Ihnen dankbar, daß Sie mir

die Binde von den Augen nehmen zu einer Zeit, da es mir von Wichtigkeit ist, klar zu sehen. Hier, nehmen Sie einen kleinen Tribut für Ihre Gefälligkeit, wogegen ich mir die versprochene schriftliche Antwort des Geistes ausbitte."

Anscheinend gleichgültig ließ die Voisin das Gold in dem grünseidenen Beutel durch ihre Hand in die geöffnete Schublade des Zauberschrankes gleiten, griff dann in ihr Busentuch und holte ein weißes Couvert hervor, worin die versiegelte Antwort auf Florettens Anfrage lag. „Die Eröffnung, deren der Geist Sie würdigt, gehört nur Ihnen", sagte sie zu Madame Brunet, der sie jetzt das Schreiben übergab; „lesen Sie es allein, zu Hause, ohne den Inhalt einem Sterblichen mitzutheilen; dann werfen Sie es in's Feuer, es ist das Element, durch welches der Geist uns sieht und hört und vernimmt, ob wir seinen Befehlen gehorsam sind."

Florette streckte die Hand aus, das geheimnißvolle Papier in Empfang zu nehmen. Sie zitterte dabei und steckte es mit Hast und wortlos ein.

„Und Sie, meine Dame, auch Sie haben eine Frage an das Schicksal?"

„Nicht an das Schicksal", erwiderte Melanie, betroffen vor Scham darüber, sich selbst in einer ihrem Geist und ihrer Herzensbildung so wenig entsprechenden Lage zu finden, „nicht an das Schicksal, nur an Ihre vielgepriesene, wunderbare Allwissenheit, der in Paris weder Rang noch Stand, weder Schloß noch Riegel ent-

gegenstehen! Aber ich schäme mich fast, meine Bitte über die Lippen zu bringen. Doch", fügte sie nach einem Augenblick, wie von einem neuen, innern Antrieb gestachelt, hinzu, „ich muß Ihnen sagen, was mich quält und was mich wünschen läßt, in meinen Zweifeln Gewißheit zu bekommen, wenn dies überhaupt möglich ist. So hören Sie: Vor einem Jahre noch war ich die glücklichste Frau der Hauptstadt. Mein Gatte ..."

„Halten Sie inne", unterbrach sie die Voisin in befehlendem Tone. „Sie scheinen zu glauben, daß ich eine Macht besitze ähnlich derjenigen der Polizei, welche ihre Lauscher und Spione in allen Winkeln unterhält und dadurch in den Stand gesetzt ist, eine geheime Kontrole über die gesammte Bevölkerung und deren Thun und Treiben auszuüben. Aber Sie irren sich. Meine Kunde, die ich ihnen allenfalls geben kann, fließt nicht aus solcher Quelle. Ich will von Ihrer Geschichte nichts wissen. Dem Geiste haben Sie zu vertrauen, was Ihnen auf dem Herzen liegt. Ich bin nur seine Dienerin. Ich kann nichts weiter thun, als ihn für Sie bitten und ihm gehorchen."

Melanie schwieg, indem sie ihren Blick fragend auf Madame Brunet richtete, die aber von dem Vorgehenden nichts zu beachten schien, sondern, gegen ihre Gewohnheit, träumend und in sich versunken wie eine Bildsäule dasaß.

Unterdessen hatte die Prophetin ein Papier gebracht, das bezaubert sein sollte. Sie forderte Melanie auf, dem

Geiste schriftlich ihre Fragen vorzulegen, indem sie ihr den Eingang des Briefes diktirte und es sodann ihr überließ, weiter zu schreiben, was sie wollte. Die Eingangsformel war ungefähr in dem Style gehalten, worin die nadowessischen oder die tschippewäischen Rothhäute mit ihrem „großen Geiste“ reden, und jedenfalls aus einer ganz andern, als der kirchlichen Liturgie entlehnt. Kaum hatte Melanie ihre Beichte aufgezeichnet, so erschien die Voisin aus dem Kabinet, wohin sie sich einen Augenblick zurückgezogen hatte, in einem sonderbaren, halb priesterlichen Anzuge, in der einen Hand ein Kohlenbecken, in der andern eine Stange Jungfernwachs tragend. Ersteres stellte sie in die schon erwähnte Vertiefung des Tisches; diese gab sie der Schreiberin mit dem Ersuchen, den Brief um das Wachs zu rollen. Als es geschehen, warf sie Beides, indem sie einige Zaubersprüche murmelte und mit den Händen sonderbar durch die Luft fuhr, in das glühende Kohlenbecken. Nach einiger Zeit loderte eine Flamme auf, zum augenscheinlichen Zeichen, daß das Papier verbrannt sei. „Auf diese Weise erfährt der Geist Ihr Anliegen“, erklärte das unheimliche Weib, „und liest durch die Flamme Ihre Fragen, worauf Sie die Antwort schriftlich in drei Tagen hier abholen können, wenn Sie nicht wünschen, daß ich Ihnen dieselbe, da ich nun im Besitz Ihrer Adresse bin, durch einen vertrauten Diener zustelle.“

„Lieber das Letztere“, versetzte Melanie, indem sie der Zauberin einige Goldmünzen behändigte. In diesem

Augenblick wurde die Klingel gezogen und nach einiger Zeit pochte der alte Diener, um einen neuen Besuch anzumelden.

„Am Allerseelentage“, flüsterte die Wahrsagerin Floretten beim Hinausgehen zu. —

Die beiden Damen, die jetzt über die Gasse schritten, athmeten sichtlich auf, als die neblig kalte Luft ihre traumhaft aufgeregten Lebensgeister wieder erfrischte.

„Nun, was sagen Sie“, fragte endlich Melanie, „wollen Sie sich ängstigen, indem Sie dieser Betrügerin Glauben schenken?“

„Ich würde es nicht thun, wenn ich nicht aus andern Fällen wüßte, wie genau ihre Vorhersagungen einzutreffen pflegen. Sie werden bald genug erfahren, daß sie keine leeren Versprechungen macht.“

„Ich habe nicht gewagt, schriftlich mich ihr so anzuvertrauen, wie ich es einen Augenblick vorher noch mündlich thun wollte. Meine Fragen gehen auf Dinge, die mir gleichgültig sind. Schließlich bat ich, auch auf die Gefahr hin, mich lächerlich zu machen, um ein Schönheitsmittel, das mir die erkaltende Liebe meines Julius wiederzubringen im Stande wäre.“

„Sie sind vorsichtig und klug“, versetzte Madame Brunet betroffen und nicht ohne eine leichte Anwandlung von Aerger, der eine getäuschte Erwartung verrieth.

„Es ist nicht das, — ein mächtiges, inneres Gefühl, ein tiefes Mitleid, eine Furcht, Verrath zu üben an Julius, hielt mich zurück. Ich liebe ihn noch so innig,

wie am Tage unserer Verlobung; wenn er jetzt oft kalt gegen mich ist und mich kränkt, — kann denn nicht auch eine andere, mir bis jetzt unbekannte Ursache dabei mitwirken, als die, welche mir meine Phantasie vorspiegelte? Ich konnte es nicht über mich bringen, nach dieser Ursache zu fragen und so zu fragen! Ich habe mein Geld verloren, aber ich bin um eine innere Erfahrung reicher geworden, die nicht zu theuer bezahlt ist."

Florette schwieg. Ihr Gesicht schien sich in die Zukunft zu vertiefen und sich mit den Bildern zu beschäftigen, welche die Worte der Wahrsagerin in ihr hervorriefen. Mit wahrer Theilnahme suchte Melanie sie zu beruhigen. Ihre Stimmungen hatten sich seit einer Stunde sehr verändert; sie waren nahezu in's Gegentheil umgeschlagen. Melanie hatte durch den über sich errungenen Sieg eine ihr sonst fremde Kraft der Seele, eine fast freudige Ruhe des Geistes gewonnen, die sie mit Sehnsucht zu ihrem Gatten und zu ihrem Kinde zurücktrieben. Florettens munteres Wesen dagegen war einer fast verletzenden Einsilbigkeit und Kälte gewichen, die Melanie dem bei der Voisin empfangenen Eindruck und dem fatalistischen Vertrauen der Brunet auf die Aussagen der Wahrsagerin zuschrieb.

Die Ankunft bei dem alten Pietro, dessen Pferde längst nach einem erwärmenden Trab oder nach einem rechtschaffenen Maß Haber verlangten, schnitt den Faden des Gespräches ab. Der Fiaker rollte zurück.

Melanie war zuerst ausgestiegen; einige Minuten

später hielt der Wagen in der Nähe des Brunet'schen Hauses. Florette flog in ihr Schlafzimmer, schloß die Thüre ab, riß das Couvert auf und las. Dann sank sie auf das Ruhebett zurück, mit dem Brief in beiden Händen die Augen bedeckend, die eine Sekunde später wieder auf dem verhängnißvollen Papiere ruhten. Jetzt sprang sie auf, eilte in den angrenzenden Salon, wo im Kamin ein reges Feuer flackerte, warf die Stücke des zerrissenen Orakels in den Ofen, sah zu, wie die Fetzen in bläulicher Gluth sich zusammenrollten, braun wurden und verbrannten, blickte stumpf im leeren Gemach umher und sagte tonlos, wie im Traume: „Am Allerseelentage!"

Zweites Kapitel.

Die „Normannenfahrt“.

Am Hofe Ludwig's des Vierzehnten, des „allerchristlichsten“ der Könige, des Bundesgenossen der Türken und des Tonangebers der europäischen Politik, waren auch die Künste wohl gelitten. Sie wurden dazu verwendet, einen erlogenen Schimmer von Geist, den Sonnenglanz der höchsten damals errungenen Bildung auf die Sümpfe des gesellschaftlichen Lebens zu werfen, welche zur Zeit die Stadt und das Weichbild von Paris erfüllten. Der gebietende Blick des Königs, der in sich den Staat und die ganze Nation verkörpert fühlte, rief mit dem Willen eines orientalischen Herrschers über Nacht Wunderwerke der Architektur in's Leben, Zauberpaläste, welche den in den arabischen Märchen geschilderten wenig nachgaben und sie durch den naturfrischen Reiz der sinnlichen Wirklichkeit unendlich übertrafen. Die Skulptur bevölkerte die Parkanlagen der königlichen und adeligen Lustschlösser wieder mit der längst in Vergessenheit gekommenen Götterwelt des Alterthums, aus welcher, dem herrschenden Geist zu lieb, vorzugsweise die pikantesten und schlüpfrigsten Mo=

tive gewählt wurden. Der Erzgießer Balthasar Keller von Zürich, der bedeutendste Meister seiner Zeit, der die einundzwanzig Fuß hohe Riesenstatue Ludwigs des Vierzehnten zum ersten Mal in einem Guß herstellte, goß nicht nur die Kanonen des Heeres und die Mörser der Arsenale, sondern hatte auch die Gärten von Versailles und die öffentlichen Plätze der Stadt mit bewunderungswürdigen Bildsäulen geziert. Die Malerei, wo sie dem Modegeschmack huldigte, sonnte sich am Lichte der königlichen Gnade und bereicherte ihre bevorzugten Jünger mit ungeheuren Summen, die der verschwenderische Luxus des Adels der Eingebung jeder Laune opferte; die Poesie streckte ihre Hand aus nach dem Kranze der griechischen Klassizität; die Musik schmeichelte dem Ohr durch überirdische Träume. Das Theater aber und das Ballet wetteiferten siegreich mit den übrigen Künsten, indem sie dem Auge im Gewande der Dichtung und unter der rhythmischen Bewegung des Tanzes eine künstlerische Gesammtwirkung darboten, welcher die schönsten Frauen, die bedeutendsten Künstler des Zeitalters einen vollendeten Ausdruck verliehen. Naturgemäß feierte in diesem Kapua der Lust und des raffinirtesten Sinnentaumels auch die geistliche Beredtsamkeit, als rhetorische Kunst, ihre höchsten Triumphe, indem sie es nicht verschmähte, den Teufel in pikantester Frische neben ihre Heiligen zu stellen und ihre Farben so lebendig und wahr aufzutragen, wie ihr dieselben täglich in nächster Umgebung entgegentraten.

Als Zierden der königlichen Kapelle, in welcher nur

die bedeutendsten Talente Anstellung finden konnten, galten damals zwei Musiker, die durch eine unzertrennliche Freundschaft verbunden waren: der Violinist Achilles Philibert und Jules Coteaux, Beide aus der Normandie gebürtig. Philibert spielte in den Aufführungen der Kapelle gewöhnlich das Violoncell, jenes wunderbare Instrument, das mit seinem sympathischen Klange den Grund der Seele spaltet und das er mit derselben Meisterhand beherrschte, wie die Violine. Coteaux hatte ein so liebliches und ungezwungenes Spiel, daß er mit dem elegischen Ton seiner Flöte alle Herzen bezauberte. Beide waren nicht blos gewöhnliche Virtuosen, sondern durch tieferes Studium und durch eigene Komposition ausgezeichnete Meister. Dieser Ernst der Kunst, der jeden flüchtigen und gewöhnlichen Geist abschreckt, hatte auch ihrem Charakter eine gewisse unantastbare Würde und stahlharte Gediegenheit verliehen, um derer willen sie an dem luxuriösesten Hof Europa's mit einer gewissen Scheu geachtet und von einer beispiellosen Gunst getragen, aber auch nicht selten von heiteren, satirischen Köpfen und von üppigen Weibern als „moralische Sujets" bedauert und belächelt wurden.

Es war im Monat April, als die königliche Kapelle unter Mitwirkung einiger berühmten Namen aus Deutschland die Aufführung einer neuen Komposition Philiberts veranstaltet hatte, welcher nicht nur der König und der gesammte Hof, sondern auch eine Elite des höhern Bürgerstandes beiwohnte. Eine wolkenlose Frühlingsnacht lag

über der Hauptstadt; es ging gegen zehn Uhr, als das geöffnete Opernhaus seine dichtgedrängten Räume nach allen Seiten entleerte. Ein freudiges Geflüster, eine in die ungemessensten Lobsprüche ausbrechende Trunkenheit des Publikums machte sich auf allen Punkten Luft. „Himmlisch, ... göttlich!“ tönte es aus dem Munde der Frauen, deren seidene Roben zu dem stolzen Rhythmus der nachwirkenden, innern Erhebung feierlich rauschten, als ob sie den Ruhm, der auf Aller Lippen schwebte, noch verstärken wollten. „Er ist ein wahres Wunder von einem Menschen“, versicherten einige stillstehende Herren vom höchsten Adel. „Frankreich wird groß“, betheuerte ein ganz in Gefühl aufgelöster Abbé. „Er ist vom König zur Tafel geladen“, flüsterte ein rasch Vorübereilender seinem Begleiter zu. „Per Dio, an Signor Philibert ist jeder Zoll ein Künstler, ein Tondichter, der Alles in den Abgrund seiner Klage mit sich fortreißt, und der die ganze Welt auf dem Feuerwagen seines Jubels emporträgt“, belehrte ein ältlicher Maëstro einige exaltirte Kunstjünger. „Ja, und so bescheiden und anspruchlos, daß er für blöde gelten könnte“, ergänzte Einer von diesen. „Ein Stern erster Größe, ein glühender Komet, der in sich selbst verbrennt“, deklamirte eine tragische Schauspielerin vor sich hin.

Und so ging es fort, während die Karossen mit ihren Blendlichtern in glänzenden Radien nach allen Richtungen auseinandersprengten und ein Theil der elektrisirten Zuhörer stehen blieb, um den Gefeierten herausgehen zu

sehen. Aber dieser war gleich nach Beendigung der Aufführung den Blicken der Neugierde entschlüpft und eilte mit starken Schritten an der Seite seines Freundes der ihnen gemeinsamen Wohnung zu.

Philibert's Triumph war an diesem Abend wirklich ein großartiger. Die von ihm für das gesammte Orchester geschriebene große Symphonie war voll erhabener Gedanken und machte auf die Zuhörer einen geradezu hinreißenden Eindruck. Er hatte dem Stück den Namen „Normannenfahrt“ gegeben, und seine musikalische Wirkung war insoferne eine vollendete zu nennen, als während der Aufführung unwillkürlich vor dem innern Auge Bilder aufstiegen, die ihr Licht eben von jener Benennung empfingen. Wie ein bleicher Mond leuchtete die Bezeichnung „Normannenfahrt“ geisterhaft aus der dunklen Welt der wogenden Tonmassen heraus, erhellte die näher und ferner liegenden Schönheiten in magischer Weise und bot für das Verständniß dieses Meisterwerkes einen vortrefflichen Anhaltspunkt.

Der erste Satz desselben hob an mit einer kräftig bewegten Fluth von Tönen, scheinbar dürftig instrumentirt, aber ganz charakteristisch gehalten, als ob in irgend einem Golf des kalten Nordmeeres ein frischer Wind aufspränge und lustig in die zur Abfahrt bereiten Segel bliese. Allmälig erstarb diese Bewegung in einem herrlichen Piano zu einer blos begleitenden Harmonie, aus welcher sich eine düsterernste, mit allem Uebermaß des Schmerzes sich ergießende Klage erhob, gleich Brunhilden's

Traum um den ihr früher vermählten, nun entrissenen Siegfried, eine symbolische Darstellung des Abschiedes der „Normannen“ von der nordischen Heimat, wo des Mondes kalter Schein in der Nacht den Schnee erhellt, während Gattin und Geliebte trostlos am Ufer sitzen und dem rauhen Gemüth der nach dem Süden strebenden „Könige der See“ vergebliche Thränen nachweinen.

Der zweite Theil begann in einem wilden Takte. Die Gewaltmasse der Instrumente gab das Bild eines an unnahbar felsiger Küste sich brechenden Sturmes, dessen Grausen durch alle chromatischen Gänge des Basses wühlte und alle Tonleitern der Natur erschöpfte, bis hinauf zu dem dazwischen tönenden, höllischen Chor von hunderttausend pfeifenden, johlenden, hohnlachenden, jauchzenden und heulenden Teufeln, in welchem sich die Schrecken der in ein zweites Chaos zurückgesunkenen Elemente spiegelten. In einer gemessenen Bewegung führte gleichzeitig ein Hornquartett einen ruhig klaren, etwas schwerfällig sich verlaufenden Satz aus, welcher den Halt dieser in allen Dissonanzen zerfahrenden Schöpfung ausmachte, die wilde Verwirrung des Orkans trug und dagegen ankämpfte; es war, wie wenn ein Schiff mühsam über die dumpf ertosenden, schweren Wellenberge sich hebt und hin und her geworfen wird in den schäumenden, nachterfüllten Gründen des Meeres, während seine Bemannung, dem Tod und der Gefahr trotzend, dem Glück und dem leitenden Kompaß vertrauend, ein den Sturm

höhnendes Freiheitslied voll kühnen Schwunges zum schweren Ruderschlag ertönen läßt.

Das reizende Finale krönte das Werk mit dem vollen Zauber einer in südlicher Gluth und plastischer Klarheit sich ergehenden Phantasie. Die Tonmassen hellten sich auf, die Harmonie scherzte in lieblich sich schaukelnden Figuren: das Ziel der Fahrt ist genaht. Der frische Hauch der sonnigblauen Fluth vermählt sich dem stürmischen Angriffsgesang der gefürchteten Krieger, die um Frankreichs Küsten schweifen bis hinaus über die goldene Stadt am Tajostrom. Von Schloß zu Schloß verkündet der Kastellan die nahende Gefahr, von Ort zu Ort ertönt die Sturmglocke beim Einfall der kühnen Nordländer; aber die Landung ist vollbracht. Die Sarazenen wie die Franken werden zerschmettert; der Rest beugt sich vor den neuen Herren der Normandie, vor den Fürsten von Sizilien. Allmälig verlor sich der in Siegesfanfaren ausgebrochene, unermeßliche Jubel; aus seinen letzten, nachzitternden Akkorden aber erhob sich ein seelenvolles Notturno, die unter dem warmen, südlichen Himmel doppelt sehnsüchtige Klage und Liebeswerbung des starken Helden um die schönste Dame, die dem Sieger Gebiet, Herz und Burg zu Lehen gibt, und ihm beim Hochzeitsmahl den goldenen Pokal kredenzt. So schloß das Stück mit dem heitersten Klang und Scherz, durch welche hindurch nur bisweilen in weichen Mollakkorden als eine düstere, wehmüthige Erinnerung an die nordische Sommernacht, und wie ein Tropfen Wermuth in die volle Schale

der Freude, die Melodien aus der Klage des ersten Satzes herübertönten, gleich dem elegischen Geisterhauch gebrochener Herzen, den der lebenswarme Süd in seinem von Glück und Liebe gesättigten Aether erstickt. —

Diese gewaltige Symphonie entschleierte vor dem Auge der Seele ein großartiges, episches Weltbild, dessen Eindruck noch dadurch verstärkt wurde, daß der Tondichter die Melodien der schönsten Volkslieder seiner Heimat darin anklingen ließ. Nie hatte die Normandie im Reich der Töne eine schönere Verklärung gefunden!

Philibert wurde dadurch zum Helden des Tages, aber, wie es sich bei großen Menschen zuweilen trifft, zu einer Zeit, wo er selber ein schmerzlich ergriffenes Gemüth der Welt verbarg, um es an den stillen Busen der Nacht und der erprobten Freundschaft seines Julius zu flüchten. Er war soeben mit Coteaux in das von ihnen gemeinsam bewohnte Haus getreten. Seine Zimmer befanden sich über denen seines Freundes und nach ihnen richteten sich ihre Schritte, da Philibert es so gewünscht hatte. Die groß gewachsenen, schlanken Männer warfen ihre Mäntel ab; Philibert setzte sich erschöpft in die Ecke eines Ruhebettes und schaute schweigend und in Gedanken versunken vor sich hin. Coteaux fing gleich an, mit seiner schönen Stimme bald diese, bald jene Stelle aus der „Normannenfahrt" nachzuträllern. Sein Herz war berauscht von dem Melodienzauber des Tonwerkes; kein Wunder, daß sein Mund davon überfließen mußte. Auch waren diese nur halbbewußt, aber mit Macht wieder hervorge-

tretenen Reminiszenzen die besten Lobsprüche auf Philibert's Talent, da nur neue und lebensfrische Melodien mit einer solchen Kraft zu ergreifen pflegen, daß sie wie von selbst immer wieder im Zuhörer aufleben.

Zu jeder andern Zeit hätte Philibert darüber Freude empfunden; jetzt schien er, theilnahmlos für das Gegenwärtige, in anderen Regionen zu schweben. Coteaux dagegen gab sich einem wilden, künstlerischen Enthusiasmus hin. Er war Zeuge gewesen von dem gewaltigen Eindruck, den die neue Tondichtung gemacht; er schätzte sie als eine musikalische That. Selber hingerissen von der himmlischen Macht des Genius, war Coteaux außer sich; er brach in stürmische Ausrufe aus, lobte die Kunst in ungemessenen Ausdrücken und gab sich ganz dem Zuge einer mächtig erregten Phantasie hin, die ihm die rosigste Zukunft vorspiegelte. So träumte er wachend und schritt mit großen, starken Schritten das Zimmer auf und ab. Da er indessen gewahr wurde, daß Philibert nicht blos erschöpft, sondern mehr und mehr von einer trüben Traurigkeit erfüllt war und stumm blieb, obwohl er ihn mit den zärtlichsten Schmeichelworten aufzurichten suchte, kam der Strom seiner Begeisterung in's Stocken. Als Philibert schließlich auf Alles nur mit den kurzen Worten antwortete: „Ach, daß aller Erfolg in der Kunst nur mit unserem besten Herzblut erkauft wird!“ — — da stellte sich Coteaux vor den Freund hin und wollte ihn mit einem Scherz erheitern.

„O“, sagte er lachend, „wir kennen das. Der Fürst

der Töne ist müde von seinem Flug in den Aether, und während er tausend Andere hinaufgetragen über die Erbärmlichkeit dieses lumpigen Daseins, ist er selber wie eine Fledermaus, nein, wie ein verwundeter Adler herabgestürzt in die Klüfte des Trübsinns. Da reut es ihn nun fast seines Werkes und er quält sich darüber, ob er nicht lieber unten geblieben wäre. Ha, ha, ha! Hör' einmal, Achilles, laß uns Eins rauchen oder spielen, oder Thee trinken, oder einen duftigen Mokkatrank brauen, — was Du willst, nur nicht dieses Schweigen!"

„Setze Dich zu mir, Julius", bat Philibert nach einer kurzen Pause, „ich will Dir erzählen, wie ich die Normannenfahrt gemacht habe. Ich fürchte, ich bin krank, nicht am Leib, aber an der Seele; ich fühle, daß eine Krisis überstanden werden muß, die nicht ohne Deine Hülfe und ohne Deinen Rath vorübergeht."

„Nun, so laß hören, Du von den Eumeniden gequälter Orest, was Du verbrochen hast; ich will Dein getreuer Pylades sein und Dich hoffentlich mit der wiedergefundenen Schwester Iphigenie an den Strand der glücklichen Heimat zurückführen!"

„Heimat, . . . ja, das ist das rechte Wort", seufzte Philibert. „Damit hast Du den wunden Fleck meines Lebens berührt. Wir stehen hier als Künstler am ersten Hof Europa's; aber wir sind in der Fremde, in einem öden Tauris, unter Menschen, die völlig roh wären, hätten sie nicht die glatte Außenseite, um zu scheinen, was sie nicht sind! Ich habe Heimweh, unsägliches

Heimweh nach der Normandie, nach dem Lande meiner Kindheit, wo ich alle Menschen lieben konnte, während ich jetzt an ihnen verzweifle!"

Coteaux erstaunte ob diesem heftigen Ausbruch eines Weltschmerzes, den er bisher an Philibert nicht gekannt. Jetzt erst sah er, daß in seinen Augen ein fieberhafter Schimmer, der Abglanz der schwermüthigsten Stimmung lag. „Ist es lange her, daß Du solche Gefühle nährst?" fragte er besorgt den Freund, der sein blasses Antlitz mit der Hand überschattete.

„Laß mich erzählen", sagte Philibert. „Du erinnerst Dich, wie wir vor sechs Jahren miteinander nach Paris kamen. Wir besaßen damals nichts als einen frohen, offenen Sinn; wir hatten mit der Schule der Kunst zugleich die Schule der Armuth durchgemacht! Du, der Aeltere, warst meinem lebhaften Temperament ein Führer auf diesem bewegten Schauplatz des Lebens. Wir stiegen, vielleicht weniger durch die Einfachheit unserer noch unverdorbenen Sitten, als durch die Erfolge unseres Talents. Wir fanden Gönner, wir erregten die Aufmerksamkeit; man hielt uns für brauchbar und wir hatten endlich das Glück, „erste Violine" und „erste Flöte" des Königs von Frankreich zu werden!"

„Dein Spott ist bitter", warf Coteaux zwischenhinein, „und ich muß Dich fragen, wie um alle Welt kommst Du dazu, auf einmal so düster zu sein?"

„Es ist jetzt ungefähr ein Jahr", fuhr Philibert fort, „daß ich von diesem Trübsinn erfüllt wurde. Ich er-

blickte oft um mich nichts mehr als eine große Oede; das Leben kam mir so schaal und inhaltslos vor, ich selbst mir wie ein Nachtwandler, die Menschheit, wie ein um das Nichts gaukelnder Schemen. Da sah ich eines Tages die Sängerin Hébert. Jung und schön, wie sie war, mit einer Stimme begabt, wie Paris keine zweite mehr besitzt, machte sie auf mein Herz, das noch keine Neigung erwidert hatte, einen heilsamen, mächtigen Eindruck. Ich gewann Zutritt bei ihr, ich ward ihr theuer und, wie ich meinte, unentbehrlich; aber sie log mir Liebe und heuchelte mir Empfindung, während ich, ein noch unerfahrener Knabe auf diesem Gebiete, fest an die Wahrheit ihrer Gefühle glaubte! Sie widerstand zwar den Lockungen und Anerbietungen, welche ihr von hochstehenden Welt- und Lebemännern gemacht wurden, die sie mir alle mit lachendem Spotte preisgab; aber als ich eines Abends zu ungewohnter Stunde bei ihr eintrat, ungestört durch das Vorzimmer schritt und durch die aufgegangene Thür ihres Boudoirs blickte, sah ich einen Mann vor ihr auf ein Knie niedergelassen, der sie mit Liebesschwüren bestürmte und seines Erfolges nur zu gewiß schien. Ein leises Geräusch meiner Füße zog ihren Blick nach der Thüre; sie schaute in mein erstarrtes Gesicht . . . ein Schrei aus ihrem Mund, eine Wendung des Hauptes ihres Anbeters, den ich sogleich erkannte, und meine Flucht waren das Werk eines Augenblicks. Ich habe sie nie wieder aufgesucht!"

„Und wer war der schmachtende Seladon?"

„Der König“, — erwiderte Philibert mit trübem Lachen. „O, über ihren Fall hätten Engel weinen mögen; sie aber lachte, als ich sie einen Monat später als Palastdame unter dem Gefolge der Königin sah. Fluch der Luft, die eine solche Blume zu verderben vermochte! Ich verhehlte Dir die Wunde meines Herzens, Julius; aber Du kannst annehmen, daß ich seither die Welt und die Zukunft noch mit ganz anderen Augen ansah, als vorher. Doch höre weiter.“

„Um diese Zeit machte ich die Bekanntschaft eines reichen Bürgers von Paris, eines alten Großhändlers Namens Brunet. Du hast ihn oft bei mir im Hause und auswärts gesehen; ein geschwätziger, alter Herr von etwas philisteriösen Ansichten, aber von einem leidenschaftlichen Enthusiasmus für Musik erfüllt. Ich weiß nicht, was ihn so sehr zu mir hinzog; er trug mir so zu sagen seine Gunst entgegen, und sonderbar, er hatte mich in meiner damaligen Gemüthsstimmung bald weg, wußte in meinem Innern zu lesen und verstand es, mir den Pfeil aus dem Herzen zu ziehen, womit die treulose Hébert mich getroffen. Aber eben an diese neue Bekanntschaft knüpft sich auch, was ich heute leide. Sei nicht böse, Julius, daß ich Dir erst jetzt von Etwas rede, was ich Deiner treuen Freundesseele längst hätte anvertrauen sollen.“

„Rede, rede“, sagte Coteaux, der gespannt horchte und für Philibert das Schlimmste zu befürchten anfing.

„Es war an einem Sonntag Morgen“, fuhr dieser fort, „daß der alte Brunet sehr unerwartet mir einen

Besuch machte und mich für den Tag zu sich einlud. Ich hatte keinen stichhaltigen Grund, die Einladung auszuschlagen. Seit dieser Zeit war ich im Hause des Großhändlers eingeführt und genoß bald so sehr das Vertrauen des Alten, daß er ziemlich unverblümt davon sprach, mir seine einzige Tochter zu verloben, die indessen kaum ein Mädchen von fünfzehn Jahren war. Da ich innerlich litt und der Fluß unserer Unterhaltung, wenn ich im Familienkreise war, öfters einen Anstrich von Gezwungenheit und Verlegenheit annahm, was von meinen gekränkten Gefühlen herrührte, so konnte es nicht fehlen, daß wir endlich unter vier Augen darauf zu reden kamen."

„Einmal empfing er mich mit freudigem Gesicht, als ob er in den weiten Räumen seiner Magazine irgend eine köstliche Arznei für mich gefunden hätte. „Junger Mann", sprach er zu mir, „der Groll, den Sie gegen die Welt und gegen unsere sozialen Zustände im Herzen tragen, muß aus Ihnen heraus. Sie müssen denselben in irgend einem großen Werk, in einer musikalischen Komposition verarbeiten und so alle bitteren Empfindungen aus sich herausmusiziren, damit dieselben nicht über Ihren Geist die Oberhand gewinnen. Wir müssen suchen, die Hefe, auf welcher der klare Wein unseres geistigen Lebens ruht und gährt, von Zeit zu Zeit zu vermindern und sie ja nicht gewaltsam aufrütteln und aufstören."

„Das Bild ist schief", fiel Coteaux ein, „aber es liegt doch eine Wahrheit darin."

„Eine Wahrheit, die ich nur zu gut fühlte, um dem Manne für seinen Rath dankbar zu sein. Es war weit mit mir gekommen; ich war in eine Stimmung hineingerathen, in der ich Alles, was mir von Außen kam, gleichgültig oder mit jener gefährlichen Abstumpfung des Gefühls aufnahm, die nur zu bald sich über mein ganzes Wesen verbreitet hätte, wenn ich nicht jetzt derselben durch Zusammenraffung aller Energie, die noch in mir lebte, Meister geworden wäre. Du hast mich oft gesehen, wie ich schweigsam die innere Gährung zu verarbeiten suchte. Aber ich durfte, so schien es mir, mein Inneres nicht an Dich verrathen, — ich selber mußte dieses Chaos bezwingen, Licht hineinbringen und eine geordnete Schöpfung daraus formen. Meine letzten Erlebnisse, der Einblick in die Versunkenheit des Hofes, der Kummer um die Zukunft unseres Volkes, die Entrüstung über Die, welche Frankreichs stolze Aristokratie gebrochen und mit diabolischem Scharfsinn die ritterliche Kraft des alten Adels in die Bande einer wüsten Sittenlosigkeit geschlagen, nur damit ein Einziger sagen könne: „Ich bin der Staat“, — der darob in jeder freien Seele hervorbrechende Groll, das Heimweh, das mich verzehrte, die Sehnsucht nach edlen Gegenständen der Darstellung, nach einem Zeitalter, wo die ungebrochene Kraft, der Muth des Mannes ungehemmt sich in die Weite wagen durfte, um dort die goldenen Aepfel der Hesperiden zu pflücken: siehe da die Elemente der Schöpfung, die jetzt nach und nach wie eine Zauberinsel aus dem innern Sturme aufzutauchen

und ihre sonnigen Ufer zu entschleiern begann, die bitteren Wurzeln, deren Blüthen aufgebrochen sind in der „Normannenfahrt", mit einer Kraft und Frische des Lebens, wovon ich vorher keine Ahnung hatte! Arbeit ist das Herrlichste in der Welt, sie bewirkt eine Verjüngung unseres ganzen Daseins! Mitten in ihr fühlte ich mich gesund werden; ich lernte erkennen, daß man eine große Idee braucht, um sich daran zu erheben, und daß, wer nie gelitten, auch nicht gelebt hat und nicht im Stande ist, eine lebenswahre Schöpfung zu erzeugen!"

„Brunet allein, der enthusiastische Verehrer meiner Muse, sah das Werk wachsen und genoß es theilweise, wenn ich bisweilen Einiges davon auf dem Klavier verrieth. Das waren jedes Mal für den Alten Tage des höchsten Glückes. In solchen Augenblicken legte er es mir nahe genug, daß er mich zu seinem Sohne zu machen und mich dadurch für immer an sich und an sein Haus zu fesseln wünschte. Wie ich aus einer vielsagenden Andeutung schließen muß, hatte er auf den Tag, wo mein Werk in der königlichen Kapelle aufgeführt würde, im Sinne, völlig mit der Sprache gegen mich herauszurücken und mir, wenn ich einverstanden wäre, seine Tochter, die Erbin einer halben Million, in aller Form zu verloben. Daß seine Familie um seinen Plan wußte und wohl auch ihn billigte, scheint mir sicher. Allein er erlebte die Vollendung meiner Komposition nicht. Er starb am letzten Allerseelentage ganz plötzlich, wie man sagt vom Schlage gerührt. Und nun heute, Julius, wo mein

Werk gleichsam erst an's Licht der Welt geboren wurde, ist das Andenken des Mannes wie eine tiefe Trauerwolke über mich gekommen. Er that sein Möglichstes, um mich wieder zum Leben zurückzurufen; er aber ist hingegangen, und ich kann seinen Weggang um so weniger vergessen, als ich durch denselben — um eine große Hoffnung reicher geworden bin!"

„Laß die Todten", sagte Coteaux; „sie ruhen von ihrer Arbeit; ihre Werke aber folgen ihnen nach. Wie steht es nun aber mit der Verlobung? Böser Freund, daß Du mir dies Alles so lange verhehlt hast!"

Philibert schwieg. Eben fing der aufgehende Mond an, sein gelbes Licht durch die hohen Fensterbogen zu gießen. Es war schon spät. Philibert's Herz war an der Freundesseele aufgegangen; es suchte sich jetzt ganz seines quälenden Inhalts zu entleeren. „Komm'", sagte er nach einer kurzen Pause, „Du sollst Alles wissen. Aber laß uns hinaustreten auf den Balkon, laß uns frische Luft schöpfen. Ich bedarf Deines Rathes, weil ich zu einem Entschluß kommen muß, der über die Zukunft meines Lebens entscheidet."

Die Nacht ist eine getreue Bewahrerin des Geheimnisses. Aber sie entriegelt auch mit sanfter Hand die schwarzverhängten Pforten der leidenden Brust; sie lockt das scheue, erst im Ahnungsnebel der Zukunft schweifende, schlaftrunkene Dasein heraus an ihr dunkles Licht und nährt es mit den Träumen der Hoffnung, mit den Seufzern der Armuth oder den Flüchen der Rache. Mit

ihrem Schleier trocknet sie voll Muttergüte die Thränen der verkannten Unschuld; sie wälzt die schwere Last des innern geistigen Elends von müdgehetzten Seelen und gibt dem Gefühl jene unendliche Weite auf der Basis der Natur wieder, in der es die Befangenheit und die bängliche Angst verliert, womit der Tag und das klare Bewußtsein es schreckten.

Ein ähnliches Bedürfniß hatte wohl unsern Musiker erfaßt, als er den Freund einlud, mit ihm auf den Balkon zu kommen. Coteaux folgte ihm; sie schlossen die Glasthüre auf und traten hinaus in die dämmrige Nacht, auf eine durch mannigfaltige Blumenfülle zum Frühlingsgarten umgeschaffene Altane, die hoch über dem unabsehbaren, dunkeln Häusermeere der Hauptstadt in die Silbernebel des Mondes hineinragte. Einen Augenblick saßen Beide schweigend auf der Ruhebank, der Eine erwartungsvoll, der Andere in sich gekehrt, weil ihm das letzte Wort nicht über die Lippen wollte; endlich aber löste der Geist der Nacht Philibert's Zunge und Coteaux vernahm nun mit Staunen eine Mittheilung, die allerdings ihre höchst bedenkliche Seite hatte. Der Inhalt derselben war ungefähr folgender.

Philibert hatte nach dem Tode des alten Brunet dessen Haus spärlicher betreten, theils um die Familie nicht in ihrer Trauer zu stören, theils um nicht zudringlich zu erscheinen. War ja doch sein Verhältniß zu Helene, der etwas kränklichen und im besten Sinne des Wortes noch kindlichen Tochter des Hauses, ein keineswegs offen er-

klärtes oder auch nur bestimmt ausgesprochenes; aus diesem Grunde wollte er jeden Schein des Eigennutzes zerstreuen und überhaupt die von frischem Schmerz erregten Gemüther nicht durch Gefühle anderer Art bestürmen. Aber diese Zurückhaltung hatte zur Folge, daß die Lücke, die der Tod in die Brunet'sche Familie gerissen, von den Zurückgelassenen nur um so stärker empfunden zu werden schien. Wenigstens erhielt Philibert in der nächsten Zeit häufig die Versicherung, daß sich in seinem Verhältnisse zu ihnen nichts geändert habe.

Und doch hatte sich etwas geändert, und zwar bedeutend, Etwas, worüber Philibert selber, wie billig, nicht wenig in Verwunderung gerieth. Die schüchterne Helene nämlich hatte den Hausfreund stets nur mit kindlichen Augen betrachtet und, als sie einst mehrere Tage krank lag, voll unschuldiger Naivetät zu ihrer Mutter geäußert, sie wüßte keinen Menschen, dem sie lieber den Namen eines Vaters in ihrem Herzen zugestehen möchte, als eben Philibert.

„Gutes Kind", hatte die Mutter darauf geantwortet, „würdest Du es denn so leicht ertragen können, wenn ich ihn Dir wegnehmen und für mich behalten wollte?"

„O gewiß, Mama", hatte das Mädchen treuherzig erwidert, „und ich wollte euch Beiden noch recht Glück wünschen dazu und nie vergessen, wie der selige Papa ihn so lieb hatte. Siehst Du, ich bin ja doch noch zu jung, um zu heirathen; ich fürchte mich fast vor dem bloßen Gedanken daran. Und wenn ich nun gar stürbe,

dann hättest Du doch einen wahren Freund in der Welt und“, hatte sie erröthend hinzugefügt, „Jemand, der noch besser für Dich paßt, als für mich. Werde ich aber gesund, so habe ich Euch ja doch immer bei mir und will ihn stets als meinen Vater lieben!“

Madame Brunet fand keine Worte in diesem Augenblicke; schweigend bückte sie sich auf die Tochter nieder und küßte sie; von einer heftigen innern Bewegung ergriffen, drückte sie ihr eigenes Gesicht in die Kissen und weinte still. Dann hatte sie sich, wie von einer Zentnerlast erleichtert, erhoben und mit den Thränen aus ihren Augen auch die Gluth eines düstern Schmerzes weggewischt, der seit Brunet's Tod ihre Seele verdunkelte. Von diesem Augenblicke an schien sie sich zu verändern; ihr Blick ward hell, ihre Unterhaltung wurde wieder fließend und geistvoll wie früher, ihr Wesen offener, ihr ganzes Thun liebenswürdiger. Es war am Tage, Florette liebte; sie liebte mit allem Feuer, dessen eine starke Seele fähig ist, — sie liebte Philibert!

Dieser mußte sich am Ende selber davon überzeugen. In ihren Reden schmeichelte sich ihm das süße Geheimniß melodisch in's Herz; ihre Hand sagte es der seinigen, und die wiedergenesene Helene verrieth endlich mit liebenswürdiger Schelmerei in dürren Worten an Philibert, was sich nicht länger verbergen ließ. Auch schien Florette täglich schöner zu werden; die Liebe verklärte ihr Wesen mit dem Reize der Jugend, mit jenem Schimmer

der Freude, womit sie Alles übergießt, was in ihre beglückende Nähe kommt.

Die Welt, die berechnende, nüchtern urtheilende Welt hatte durch die Dienerschaft bereits Einiges aus der Geschichte dieser drei Herzen vernommen und sie fand ganz und gar in der Ordnung, daß sich Alles so zugetragen. Die nähere Umgebung, die sich mit der Neuigkeit beschäftigte, meinte, es sei begreiflich, daß Madame Brunet die geistigen und körperlichen Eigenschaften ihres künftigen Gatten höher schätzen müsse, als die Vorzüge ihres abgeschiedenen, spießbürgerlichen, um mindestens fünfundzwanzig Jahre älter gewesenen Gemahls. Auf der andern Seite sei wieder ganz natürlich, daß der berühmte Tondichter die noch in voller Lebenslust erglühende und im Glanze einer seltenen Schönheit strahlende Frau einem kaum erwachsenen, bläßlichen Mädchen von schlechter Tournüre vorziehe. Ohne Zweifel würde er die Tochter doch nur wegen der reichen Erbschaft genommen haben; diese werde ihm aber in keinem Fall entrinnen.

Etwas anders machte sich freilich die Sache in den Augen Philibert's. Er stellte keine Berechnungen mit dem Verstande an. Was er ergriff und worin er die Hebel seiner Zukunft erblickte, das mußte sich ihm auch im tiefsten Gemüth nahe legen und irgendwie im Gefühl Eins werden mit seinem Wesen, sonst fühlte er sich abgestoßen und war nicht im Stande, es festzuhalten, selbst dann nicht, wenn es ihm unverkennbaren Vortheil zu versprechen schien. Nun war er allerdings von der neuen

Wendung der Dinge mehr überrascht als verletzt; außerdem war er zu sehr phantasievoller Künstler, als daß nicht auch die sinnliche Seite seiner Natur durch Floretten's Persönlichkeit eine ungleich bedeutendere Anregung hätte empfangen müssen, als durch den Umgang mit Helene. Daß Florette etwas älter war, als er selber, war für ihn von keinem Belang; er urtheilte über diesen Punkt wie viele geistige Männer, die an den oft faden Phrasen junger Damen wenig Geschmack finden und sich mehr durch eine gereifte Erfahrung, der noch nicht der weibliche Sinn, noch nicht der duftige Hauch der Poesie verloren gegangen ist, gefesselt fühlen.

Dennoch machte ihn ein gewisses Etwas, das sich in Floretten's Liebe mischte, zurückhaltend, obgleich ihr Benehmen durchaus würdevoll und die Artigkeiten, die sie ihm erzeigte, stets sinnig waren. War es der seinem Blick nicht entgehende, vorsichtig Wort und Handlung bemessende Takt, der einem feinern Sinne als Berechnung erscheinen konnte, was ihn störte?

War es die Sorgfalt, womit sie vermied, von ihrem Verhältniß zu dem verstorbenen Gatten zu reden, um nicht zu dem Geständnisse sich gezwungen zu sehen, daß sie noch niemals glücklich gewesen, daß sie das Glück suche mit allem Heißhunger eines um seine Jugend betrogenen Weibes? War es der bisweilen düster hervorbrechende Glanz ihrer großen Augen, der ihm wie ein Blitz für einen Augenblick die Nacht dieser unergründlichen Seele enthüllte? War es, — nein, es war Nichts,

gar Nichts! Denn je mehr er sich über dieses unerklärliche Etwas Rechnung geben wollte, desto mehr verschwand es und löste sich auf in einen Nebel seiner Phantasie, so daß er schließlich die Flamme einer edlen und freien Neigung, vom Rauche aller bänglichen Gedanken gereinigt, ungehemmt in den heitern Himmel seines Künstlergemüthes emporwallen ließ.

So standen die Sachen bis heute, wo die „Normannenfahrt“ aufgeführt wurde und ein günstiger Ruf dem Werke schon in's Publikum vorangeeilt war. Philibert wollte nach der Aufführung den Rest des Abends bei Florette zubringen und eine bestimmte Erklärung wagen. Da erhielt er unmittelbar vor seinem Weggang aus dem Odeon durch einen königlichen Pagen ein Billet, mit der Bitte, dasselbe unverzüglich zu lesen. Dies war nicht unbemerkt geblieben und hatte bei den Umstehenden die Vermuthung erzeugt, der Künstler sei zur königlichen Tafel geladen. Schnell war der schmucke Diener im Gedränge entwischt; Philibert aber hatte sich in eine stark beleuchtete Mauernische gestellt, hatte das Couvert aufgerissen und das Brieflein, das keine Unterschrift trug, mit Hast überflogen; dann hatte er sich mit Julius aus dem Gewühl auf Seitenwegen fortgestohlen, fort über die Straße, nach Haus, in's einsame Zimmer!

Das rosenfarbene, vom feinsten Parfüm duftende Blatt war von der Hand der Sängerin Hébert und enthielt folgende Zeilen:

„An Herrn Achilles Philibert.

Einer unserer großen Dichter sagt: „Die Liebe eines Weibes ist eine Hostie, deren Genuß den Menschen mit all' seinen Brüdern versöhnt." Ich weiß, Sie brauchen Versöhnung, denn Ihre Seele ist seit lange der Welt mit Haß zugekehrt. Aber wie, wenn die Hostie, die Sie aus der Hand des Priesters zu empfangen bereit sind, vergiftet wäre? Fliehen Sie, — und verzeihen Sie diese Warnung einer Frau, die aufrichtig um Ihr Wohl bekümmert ist."

Dieses Billet hielt jetzt Coteaux, nachdem er es im hellen Mondschein gelesen, am Schlusse von Philibert's Erzählung nachdenklich in seiner Hand. „Seltsam", sagte er, „bei Gott, höchst seltsam, aber am Ende doch nur die feingesponnene Intrigue eines eifersüchtigen Herzens!"

„Was soll ich thun?" rief Philibert mit leidenschaftlichem Tone. „Soll ich je noch in meinem Leben der Hébert wieder etwas glauben? Nein, nie will ich ihr ein Glück verdanken, nie zu den Fesseln dieser Leichtfertigen zurückkehren. Möglich, daß wir durch sie in der Gunst des Königs noch steigen könnten, aber schon der bloße Gedanke daran ist mir unerträglich. Mehr als je fühle ich, wie wünschenswerth für den Künstler eine auch auf äußere Glücksgüter gegründete Selbstständigkeit und Unabhängigkeit ist, und in dem Augenblick, wo sie sich mir darbietet, wo eine schöne, nur der Kunst geweihte, durch die Verlegenheiten und Erbärmlichkeiten des gemeinen Lebens nicht mehr getrübte Zukunft sich vor meinen

Blicken aufthut, reißt mich ein Teufel hinab in die Hölle des Argwohns und des Zweifels!“ —

„Laß' uns schlafen gehen“, mahnte Coteaux, „es wird hier außen zu feucht, und drinnen ist die Kerze heruntergebrannt. Morgen wollen wir Nachforschung halten; auch ist es vielleicht das Beste, durch eine beschleunigte Heirath der Bosheit den Faden abzuschneiden.“

„Glaubst Du wirklich, daß hier eine Intrigue gespielt werde?“

„Was kann es anders sein? Aber sei guten Muths; wir werden den Faden der Ariadne finden und das goldene Vließ unversehrt aus diesem Labyrinthe herausholen!“ —

Noch eine Weile sprachen sie hin und her und erschöpften sich in allerlei Vermuthungen, die zu keinem Ziel und zu keinem Entschluß führten, bis endlich die tiefe Mitternacht Beide auf ein schlummerloses Lager rief.

Drittes Kapitel.

Liebes-Lust und Leid.

Die folgenden Tage lasteten schwer auf Philibert's Gemüth. Seine Anstrengungen, über den nähern Sinn des bewußten Briefes Aufschluß zu erhalten, waren umsonst. Endlich fragte Coteaux persönlich die Sängerin Hébert an, von der er mit Bestimmtheit die Enträthselung des Geheimnisses erwartete. Allein diese Dame brachte zu ihrer Entschuldigung einen Grund vor, der noch mysteriöser lautete, als alles Andere, und darum in beiden Freunden von Neuem die Vermuthung bestärkte, der ganze Vorfall sei nichts Anderes, als die kleinliche Rache eines durch Eifersucht verletzten Herzens.

Die Hébert wollte nämlich selber durch einen anonymen Brief dringend gebeten worden sein, Philibert in der Weise, wie es geschehen, zu warnen. Sie betheuerte, sie habe der Aufforderung nur darum Folge geleistet, weil ihr Philibert's Wohl immer noch mehr am Herzen liege, als er selber zu glauben scheine. Sie habe in dieser Sache blos als Werkzeug gehandelt, aber mit der besten Absicht; sie würde sich ein Gewissen daraus ge-

macht haben, seine Ruhe zu stören, wenn bei ihr die ängstliche Sorgfalt um ihn nicht überwogen hätte.

Es vergingen noch einige Tage, während denen neue Nachforschungen angestellt wurden, die aber zu Nichts führten. Einmal kam Coteaux auf den Gedanken, zu der berüchtigten, aber wegen des Eintreffens ihrer Vorhersagungen bewunderten Voisin zu gehen. Allein Philibert verwarf diesen Plan. Es widerstrebte seinem Geist, in einer Sache, bei welcher sein Herz so stark betheiligt war, zu den Gaukeleien und dem Betrug einer Kartenschlägerin seine Zuflucht zu nehmen! —

Unterdessen war der Frühling vollends herangekommen. Verschwunden waren die grauen Wolken, die der April an einem einzigen Tag unzählige Male herauffführt, um eben so oft den Himmel wieder zum reinsten Blau zu verklären. Die Winterkamine und ihre hunderttausend Schlote hörten auf zu rauchen, denn die Wärme drang endlich auch in jene engen, von siebenstöckigen Häuserreihen gebildeten Straßen herab und trieb die Feuchtigkeit, die beständige Anwohnerin dieser ungesunden Quartiere, in die dunklen Kellerräume zurück. Buntes Volk wallte schaarenweise auf den sonnigen Quais an den Ufern der Seine umher, die ihre Fluthen murmelnd an den riesigen Pfeilern der großen Brücken vorübertrieb.

Auch Philibert war hinaus, sich zu sonnen und sich den Eindrücken der wieder erwachten Natur hinzugeben. Tagelang hatte er sich ganz allein auf den schönsten

Spaziergängen herumbewegt; ohne andere Zeugen suchte er sich in die Einsamkeit der Natur zu versenken und zu verlieren, um sein unschlüssiges Herz zu beruhigen und aus dem berauschenden Wonnebecher des Lenzes einen Tropfen Gesundheit zu trinken. Er fand sich in seiner Erwartung nicht getäuscht, denn die Natur hält uns immer Wort, selbst dann, wenn die Menschen und unsere eigenen Gedanken uns verlassen haben! Eines Morgens durchschritt er den Garten der Tuilerien, den der König nach dem Plane des berühmten Le Nôtre vor wenigen Jahren erst hatte vollenden lassen und der in damaliger Zeit für eines der ersten Wunderwerke galt. Aus der steifen Symmetrie des nach französischem Geschmack zugestutzten Laubwerks, aus den durch Orangenbäume gebildeten Alleeen quoll der grüne Trieb des Lebens in allmächtigem Schaffen hervor. Philibert's Blick ruhte bald auf diesen zarten Sprößlingen der ersten Maisonne, bald lenkte er zurück zu den Ornamenten, womit die Kunst diesen Park geschmückt hatte, zu den Silbersäulen der lustig plätschernden Springbrunnen und ihren breiten Bassins, oder zu den Statuen und Bildwerken, die zahlreich, in weißem Marmor und in Bronze, durch das Grün der Gesträuche schimmerten. Eine kleine Weile nahm ein „Spartakus", aus schwarzem Stein gehauen, seine Aufmerksamkeit in Anspruch. Der heroische Theil seiner Symphonie schien ihm in der ehernen Gestalt dieses kühnen Sklavenanführers verkörpert, der seine Kette zerbrochen hat und den triumphirenden Blick gegen den

Palast richtet, während die sehnige Faust das Schwert drohend in die Luft schwingt.

Er dachte einen Augenblick einen Gedanken, der für jetzt nichts war als ein Phantom, und der mehr als hundert Jahre brauchte, um, in Blut und Leben eingetaucht, Hunderttausende unter die rauchenden Trümmer des französischen Staates zu begraben und neue Hunderttausende mit dämonischer Begeisterung gegen die Mauerwälle der Bastille zu hetzen. Aber nur einen kurzen Moment zog der Geist der Zukunft wie ein Traum an seiner Stirne vorüber; ein Schwarm von Spaziergängern störte ihn in der Betrachtung. Er lenkte deshalb seine Schritte langsam über den Pont des Arts nach dem Luxemburgpalast und den Alleeen seines prächtigen, durch Maria von Medicis angelegten Gartens. Ehe er noch dieses Ziel seiner gemächlichen Wanderung erreicht hatte, rollte ein Wagen an ihm vorüber, den er für denjenigen der Madame Brunet erkennen zu müssen glaubte; aber Niemand saß darin, der ihm zugenickt hätte. Während diese Wahrnehmung dem Flug seiner Gedanken eine andere Richtung gab, meinte er schließlich doch wieder, sich geirrt zu haben und trat jetzt gleichgültig in die Hauptallee ein, die in gerader Linie auf das Schloß zuführte. Philibert nahm sich Zeit, die architektonischen Schönheiten des Palastes mit Muße zu besehen. Er betrachtete Alles mit jener regen, theilnehmenden Freude, die uns erfüllt, wenn im Lenz unsere Sinne neu für die Welt aufgeschlossen werden und jene glückliche Stim-

mung in uns erwacht, wo auch das Seelenlose in uns wie ein Seelisches anklingt, wo das Gute uns näher gerückt scheint, während das Widerwärtige und Unnatürliche weit im Dämmer der Ferne erlischt. Er stieg die Terrasse zur linken Hand hinauf, die, ebenso wie die gegenüberliegenden, mit den Statuen der französischen Königinnen geschmückt war, und verlor sich dann in einem entferntern Theil des Gartens. Ermüdet ließ er sich endlich in der Nähe einer durch ein Laubdach beschatteten Statue nieder, die ziemlich verwittert war und die er erst nach längerer Betrachtung als die der „Velleda", jener berühmten Zauberin und Wahrsagerin aus Galliens Vorzeit, erkannte. In der Nähe säuselten ein paar alte Linden, deren hellgrüner Blätterschmuck bereits von summenden Bienen umschwärmt wurde. Ueberall feierte hier die Natur, durch die Kunst gehoben, ein schönes Erwachen. Und diese junge Welt wirkte so wohlthuend auf Philibert's Seele! Er dünkte sich empfänglicher für alles Große und Schöne. Vor seinem geistigen Auge breitete sich das Arbeitsfeld seines Lebens mächtig aus. Ein Strom von Muthgefühl flammte in ihm auf, eine Sehnsucht durchzuckte ihn nach neuer Arbeit, nach frischem, künstlerischem Schaffen. Dann fiel sein Blick plötzlich wieder auf die alte Statue der Velleda, die ihm mit einem Mal das noch ungelöste Räthsel seiner Zukunft neu vor's Auge stellte und alle die hängenden Gärten seiner Phantasie, dieser üppigen Tochter der Luft, in einen unbestimmten Nebel zerrinnen ließ. Er dachte an Florette und fühlte

sich arm und verlassen; der schwarze König der Nacht hatte gegen die weißen Göttergestalten auf dem Schachbrett seines Herzens einen Zug gewonnen!

Aber horch', — schlüpfte nicht Etwas durch's Gesträuch? War eine der Marmorstatuen lebendig geworden?

Philibert erhob sein Auge; im nächsten Moment fiel es auf Floretten, die hinter dem Postament der Velleda hervortrat. Beide waren gleich sehr betroffen. In der ersten Ueberraschung suchte er in allen Winkeln seiner Seele nach Etwas, das ihn, wie ein Schild, vor der unerwarteten Erscheinung decken könnte; aber sein Zorn war ohnmächtig und ergab sich schnell an die Siegerin. Rasch hatte der geschäftige Liebesgott die Blöße des unbewehrten Herzens erspäht, und in einem Augenblicke saß der goldene Pfeil darin! Florette, — nein, es war nicht Florette, es war die Göttin selber, die mit ihrem süßesten Liebreiz angethan unter dem mächtigen Beistand ihres Sohnes den Geliebten suchte, — Florette strahlte von Schönheit.

„Träumer!" rief sie dem erstaunten Philibert als neckischen Willkomm entgegen. „Also hier bei den Sängern des Hains werden die Melodien der Zukunft der grünen Einsamkeit abgelauscht?"

„Zauberin!" entgegnete er zum Gruß, geblendet vom Glanz ihrer Erscheinung. Er erhob sich, um ihr die Hand zu reichen; sie aber nöthigte ihn, seinen Platz wieder einzunehmen, indem sie sich mit einem schalkhaften Lächeln neben ihm niederließ. Da war es ihm, als ob

mit einem Mal all' die vorhin versunkenen Träume wie buntfarbige Schlinggewinde sich wieder an dem Stamm seines Lebens emporrankten, als ob er die Welt jetzt mit doppelt seligem Auge sähe, als ob sie, das Weib, das Zauberwort wäre, das Alles wieder in ein schönes Dasein gerufen, die Antwort auf die ungestümen Fragen seiner Brust, sie, die Schöpferin einer sorgenlosen Muße, darin sich sein Talent frei ergehen könnte, und dieses Glück hatte er grämlich verkannt und angezweifelt, — war das möglich, ohne die teuflische Hand der Intrigue? Er war besiegt. Ihren zärtlichen Vorwürfen setzte er glühende Schwüre, ihrem Unglauben das freie Bekenntniß der Liebe, ihrem neckischen Spott das süße, alle Scheidewände im Sturmschritt niederwerfende „Du" entgegen. Florette nahm die Moosrose von ihrer Brust und legte sie in seine Hand; ihr dunkelglühendes Gesicht lag an seiner Wange und ihr Mund flüsterte: „Auf ewig, Philibert!" . . . leise, leise, wie eine vom Abendwind getroffene Aeolsharfe; aber sein stürmisch entschlossenes „Auf ewig!" rauschte wie der Flug des Adlers, der aus der Tiefe der Bergschlucht zum Morgenroth emporschwebt!

In diesem Augenblick kam Helene herbeigesprungen, die in einer Seitenallee beim Gärtner Blumen gekauft hatte. „Hier, Helene, hier!" rief Philibert und drückte die Tochter an die Brust; Florette aber überschüttete sie mit Küssen, als wollte sie einen kleinen Tribut von ihrem jetzigen Reichthum an das arme Kind abtragen, das die innigste Huldigung ihnen entgegenbrachte. Auf

ein Wort der Mutter flog sie nach dem Wagen, der in kleiner Entfernung hielt und bald herangerollt kam. Drei Glückliche stiegen ein. „Das Herz ist mir voll zum Zerspringen“, sagte Florette zu Philibert, als er sie in den Wagen hob. Es war ja ihre erste Liebe! In wenigen Minuten fuhren sie über die Seine dem Brunet'schen Hause zu. —

Philibert's Verlobung erfolgte in den nächsten Tagen. Zwei Monate später wurde er unter den Beglückwünschungen seiner Freunde und Bekannten in der Gegenwart von Coteaux, Helene und einigen anderen Zeugen in der Kathedrale von Paris getraut und begab sich sodann auf den Wunsch Floretten's unmittelbar nach der Einsegnungsfeierlichkeit mit Gattin und Tochter auf eine Reise nach Italien. Noch vor Beginn des Winters wollte er wieder zurück sein, um dann ganz seinem neuen Glück, seiner Kunst und seinem edlen Freunde zu leben, von dem er den herzlichsten Abschied nahm.

Ihr nächstes Ziel war Genua, wo sie sich zuerst einige Monate aufhielten, um sich zur Weiterreise nach Rom und Neapel einzurichten. Zwei volle Monate hatten sie darauf im Süden von Italien verweilt und Herz und Sinn mit jenen unauslöschlichen Bildern angefüllt, die der Himmel dieses wunderbaren Landes vor dem Auge des Wanderers entrollt. Einige Male hatte Philibert dem Freunde geschrieben; der letzte Brief war auf der Rückreise von Neapel nach Nizza Anfangs Oktober an Coteaux abgegangen und enthielt die Nachricht von der

Rückkehr der Neuvermählten auf Ende dieses nämlichen Monats.

„Ich kann Dir“, schrieb Philibert, „von meinen Gefühlen keine bestimmte Rechenschaft geben. Ich muß erst wieder etwas zur Ruhe gelangen, muß aus dem Bade von Lust und Genuß herauskommen, um zu empfinden, daß ich noch mit der Sohle an der Erde hafte. Sprich nicht von meinem Glück, damit die Götter nicht den verrätherischen Laut hören und auf mich neidisch werden. O, wie schön ist das Leben, und wie schön unter diesem Himmel! In vier Wochen werden wir zurückkehren. Dann laß Dir Alles erzählen, Du treues Herz, und genieße mit mir, was eine höhere Gunst uns beschieden hat. Meine innere Welt ist ganz Musik. Diese Bäume mit ihren dunklen Schatten, diese Berge mit ihren lieblichen Formen und Beleuchtungen, dieses azurne Meer mit den hellglänzenden, fliegenden Segeln, des Himmels dunkle Bläue, die bunte Tracht des Volkes und sein farbiges Leben und Treiben, Alles wird in mir zu Tönen, — ich werde eine große Ausbeute für künftige Werke mitbringen. Doch genug, bald werden wir uns ja wiedersehen. Wenn Du vorher noch ein Mal schreibst, so thue es nach Nizza, wo wir nächstens eintreffen, und wo ich mich noch einige Zeit bei Alessandro Gavazzi aufzuhalten gedenke.

Von Herzen

Dein Philibert.“

Coteaux hatte einen einsamen Sommer zugebracht. Verschiedene höchst sonderbare Ereignisse im öffentlichen Leben von Paris hatten, wie auf der ganzen Bevölkerung, so auch auf seiner Seele mit drückender Schwüle gelastet. Um die Stimmung seiner Freunde im Süden nicht zu trüben, hatte er absichtlich in seinen Mittheilungen Nichts davon einfließen lassen. Jetzt aber, ungefähr acht Tage nach dem Eintreffen von Philibert's Schreiben, hatte sich eine Thatsache ereignet, deren Tragweite seinen Geist mit den größten Besorgnissen erfüllte. Schonend sprach er dieselben in der nämlichen Stunde noch, wo er eine gefährliche Verwickelung für seinen Freund zu befürchten anfangen mußte, schriftlich diesem gegenüber aus und beförderte den Brief auf dem kürzesten Wege nach Nizza.

Unglücklicherweise gelangte derselbe nicht in Philibert's Hände. Bei seiner Ankunft in Nizza war nämlich in dieser Stadt ein bösartiges Fieber ausgebrochen, das für unsere Reisenden die Veranlassung wurde, sofort nach Paris zurückzukehren. Mitte Oktober langten sie dort an, voll von den Eindrücken eines Sommers, der zu den glücklichsten ihres Lebens gehörte. —

Die Sonne war schon untergegangen; die einbrechende Dunkelheit wurde in den Straßen durch das in märchenhaftem Glanz strahlende Flammenmeer der großen Kaufläden und Gesellschaftshäuser gelichtet, während hoch oben die Thürme und Schornsteine der Weltstadt ihre schwarzen Linien in den matt verglimmenden Aether zeichneten.

Um diese Zeit stiegen drei Personen vor dem Brunet'schen Haus in der Rue Vivienne aus einem großen, mit Schachteln und Koffern bepackten Reisewagen: es war Philibert, seine Gattin und Helene. Gesundheit blühte auf ihren von der italienischen Sonne gebräunten Gesichtern; neckische Schalkhaftigkeit blitzte aus ihren, von Frohsinn und Heiterkeit strahlenden Augen; aber das Glück hatte diese Armen verlassen! Es hielt wie ein Schemen mit trauriger Gestalt an ihrer Schwelle, um ihnen für immer Lebewohl zu sagen! Eine Stunde nach ihrer Ankunft wurde Florette in ihrem eigenen Hause von einem Lieutenant der Polizeipräfektur im Namen des Königs — — verhaftet. Wie ein Blitzstrahl, der unversehens herniederfährt, hatte der Schreck den Gatten getroffen. Helene schwamm in Thränen. Aber was hier in diesem Hause vorging, war nur ein Theil dessen, was anderwärts gleichfalls unzählige Gemüther erschütterte. Das Entsetzen lag seit einigen Tagen über Paris ausgebreitet, denn der Engel der rächenden Gerechtigkeit schwebte verderbenkündend an Schuldigen und Unschuldigen, an den ehernen Pforten von Palästen wie an der sorglosen Schwelle des Bürgers vorüber.

Viertes Kapitel.

Das schwarze Buch der Wahrsagerin.

Es gibt Zeiten, wo das Leben eines Volkes in schwärmerischem Enthusiasmus aufbraust und große Herzen und Charaktere erzeugt, die wie eine Milchstraße von Sternen am Himmel der Geschichte der Menschheit glänzen. Andere gibt es, in denen die Schwärze der alten, sternlosen Nacht dreifach auf die Gemüther gefallen ist und wirre, finstere Träume erzeugt, die man wachend träumt, dunkle Zeiten, in denen der Mord umherschleicht mit dem blutigen Dolch in der Faust, wo der Frevel heute seine Brandfackel in die Prunkgemächer von Königen wirft, während er morgen seine Hand gegen das Haupt der Armen wendet, finstere Tage, in denen Greuelthaten aus dem Abgrund der Menschenbrust emporsteigen, deren höllische Verruchtheit nicht mehr den Stempel menschlicher That, sondern blos mehr das hyänenartige Gepräge der reinen Lust zum Bösen an sich trägt.

Frankreich sah solch' trübe Perioden mehrmals vor seiner großen, welterschütternden Revolution; ja, sie waren gerade die Ursachen, welche diese Staatsumwälzung her-

vorriefen und mit furchtbarer Nemesis ein Staatsgebäude zertrümmerten, das zuletzt und ganz besonders auch im sogenannten goldenen Zeitalter Ludwig's XIV nur noch dazu vorhanden war, um unter dem Anschein einer gesunden Blüthe, prächtige Giftpflanzen zu erziehen. Hatte doch seit einer langen Reihe von Jahren die Staatsgewalt, im Interesse der Befestigung der absoluten Monarchie, und lange bevor es einen sogenannten vierten Stand im Lande gab, die Grundlage jedes wahren politischen Lebens, das Gleichgewicht der Stände, absichtlich untergraben.

Die Mehrzahl der französischen Edelleute waren unter Ludwig XIV Wüstlinge, Lebemänner und Verschwender, die unter dem Beispiel eines schwelgerischen Hofes, in der Sittenlosigkeit der Hauptstadt, für die verlorenen edleren Güter und die alte Freiheit und feudale Unabhängigkeit Vergnügungen und Ersatz in vollen Zügen einschlürften. Richelieu, sowie sein Nachfolger und endlich der vierzehnte Ludwig hatten mit diplomatischem Scharfsinn die Natur des französischen Volkes studirt und denselben Adel, den sie fürchteten und vor dessen Trotz das Regiment ihrer Vorfahren zitterte, in die Höfe der Venusberge geführt, wo seine gefährliche Kraft ohne andere Wirkung als die der Selbstvernichtung austobte. Mit demselben französischen Ungestüm, mit welchem die Nation einst zu den Kreuzzügen, zur Verfolgung der Hugenotten und später zum Phantom der jakobinischen „Freiheit und Gleichheit" stürmte, stürzte und kämpfte

sich der französische Adel zu dieser Zeit in das Meer wüster Sittenlosigkeit und eines eitlen, nichtigen Treibens hinein, welches laue Regenten vor ihm aufthaten und mit dem Sonnenschein der Majestät beleuchteten. So maßlos war das Drängen nach der Thorheit, daß schon in hundert Jahren das Mark dieses einst allmächtigen Adels verzehrt war und daß sein gehaßtes und verachtetes Schattenbild dem Sturme weniger Jahre erlag.

War es unter diesen Umständen, wo Lüderlichkeit für adelige Tugend, ehrbare Gesinnung für Philisterhaftigkeit galt, zu verwundern, daß Verirrungen außerordentlicher Naturen bald in die entsetzlichste Unnatur umschlugen und daß diese in dem einst gesunderen Blute der Hauptstadt wie eine Seuche fortwucherte? —

Wenige Jahre waren vorüber, daß der berüchtigte Prozeß der einem der ältesten Geschlechter angehörenden Marquise von Brinvilliers Frankreich und die Welt mit Entsetzen erfüllt hatte. Die Taubenpasteten dieser Giftmischerin, denen der Chevalier Guet und andere Personen zum Opfer gefallen, standen noch im frischen Andenken. Die diabolische Macht, welche dieses mit allen Reizen und Vorzügen der Natur ausgestattete Weib auf ihre Umgebung, ja auf das Parlament und die Geistlichkeit ausübte, hatte die völlige Zerfressenheit und moderhafte Zerrissenheit der damaligen sozialen Zustände enthüllt. Der Arm der Gerechtigkeit mußte sich krümmen, um die Angeklagte durch die List des Sergeanten Degrais aus dem Kloster der freien deutschen Reichsstadt Lüttich,

wohin sie sich, ohne ihren Namen zu ändern, geflüchtet hatte, vor das Tribunal des Seinedepartements zu ziehen! Nach ihrer Hinrichtung schien die Welt von einem Scheusal befreit. Aber die im Sumpf des Materialismus jener Zeit erzeugte Hyder war nicht todt; sie hatte nur einen Kopf verloren und statt des einen waren sieben andere dafür gewachsen!

La Croix, der Verführer und Lehrer der Brinvilliers, war längst gestorben, aber seine schreckliche Kunst nicht mit ihm begraben worden. Er hatte einst in der Bastille, wohin der Haß des alten d'Aubray, des Vaters der Marquise, ihn für einige Zeit gebracht, bei dem methodischen italienischen Giftmischer Exili dieses höllische Geschäft zu einer solchen Fertigkeit gebracht, daß er, als alle Mittel sich schnell emporzuschwingen fehlschlugen, mit Erfolg und ohne entdeckt zu werden, sich ohne Scheu des Entsetzlichsten bediente. Endlich hatte ihn die Nemesis erreicht, aber für dieses Ungeheuer nur in der allermildesten Form.[1]) La Croix war todt, aber seine fluchwürdige Kunst hatte sich vererbt. In Paris lebte ein Weib, das, wie La Croix, des verruchten Exili's Schülerin gewesen. Dieses Weib wohnte in der Vorstadt St. Germain, — es war die Voisin!

---

[1]) Es sei erwähnt, daß La Croix sich zum Giftkochen einer gläsernen Maske bediente und daß ihm diese, als er einst in seinem Laboratorium über einen Tiegel gelehnt stand, abfiel, wodurch er plötzlich den Tod fand.

Eben von dieser Thatsache hatte Coteaux seinem Freund in jenem Briefe nach Nizza umfassende Kenntniß und zugleich bestimmte Andeutungen gegeben, welche die Neuvermählten bestimmen sollten, nicht nach Paris zurückzukehren, bis Coteaux ihnen weitere Nachrichten zugehen ließe.

Philibert erfuhr den Inhalt des Schreibens, das leider nicht in seinen Besitz gekommen, erst zwei Tage nach Floretten's Verhaftung. Coteaux hatte nämlich einen kleinen Ausflug auf's Land gemacht und erhielt an demselben Tage, an dem er heimkehrte, erst wieder den bewußten Brief zurück. Eben hatte er auch das Philibert widerfahrene entsetzliche Unglück vernommen. Er rannte hinüber in das Brunet'sche Haus, aber ach, in welch' trostlosem Zustande traf er ihn mit seiner Tochter!

Helene lag seit vierundzwanzig Stunden an einem hitzigen Fieber darnieder. In ihren Traumphantasien sprach sie fortwährend mit Philibert in den zärtlichsten Ausdrücken, als mit ihrem Bräutigam. Das sonst blasse Mädchen hatte schon durch die Reise nach dem Süden sehr an Kraft und Gesundheit gewonnen; jetzt, da die Fieberhitze auf ihren Wangen glühte, hatte sie ein völlig verändertes, fast schönes Aussehen. Philibert pflegte sie mit einer seinem eigenen Zustand entsprechenden, mechanischen Zärtlichkeit. Der Glanz seines Auges war seit zwei Tagen vom Weinen wie erloschen, sein Antlitz bleich, alle seine Züge schärfer. Meist starrte er sinnend in's Leere hin; der Schmerz schien an ihm seinen

Stachel verloren zu haben, oder aber, was schlimmer war, nach innen zu arbeiten. Als Coteaux in's Zimmer trat und mit den Worten: „O Philibert, müssen wir so uns wiedersehen!" ihn an's Herz drückte, ließ dieser kalt und fast regungslos das schwere Haupt auf die Schulter des Freundes sinken.

„Warum hast Du mir keine Nachricht gegeben?" sagte er endlich in wehmüthigem Tone des Vorwurfs. „Aber sie ist unschuldig; jede Faser meines Wesens sagt es mir, und wenn auch Alle Zeugniß gegen sie ablegen sollten. Julius", fuhr er dann nach einer kurzen Pause fort, „sag' mir Alles, Alles, was Du weißt! O, die Andern sind so kalt, so zurückhaltend; sie bringen nichts über ihre Lippen, und doch möcht' ich ihnen jedes Wort mit Gold aufwägen!" — „Nein", fuhr er dann wieder heraus, „sage mir nichts, gar nichts; aber thue mir den einzigen Freundschaftsdienst und verschaffe mir eine Unterredung mit Floretten. Sie wird mir Alles sagen! Ich muß, ich will sie sehen, und koste es mein Leben!"

Für den größten Schmerz gibt es keine Worte, aber auch keinen wirklichen Trost. Coteaux sprach wenig; er holte seinen Brief aus der Tasche und legte ihn in Philibert's Hand. „Hier, lies", sagte er, „und was Deinen Wunsch betrifft, Floretten zu sprechen, so will ich Alles daran setzen, ihn zu erfüllen. Aber erinnere Dich, daß der Weg zu Floretten durch das Boudoir der Sängerin Hébert geht. Sie allein kann Dir vom König die Gunst

erwirken, die der heimtückische La Regnie, der mit dem Großrichteramt betraut ist, Dir nie zugestehen würde!"

Ein Blitz voller Hohn zuckte bei diesen Worten über Philibert's Gesicht; aber augenblicklich war diese Flamme wieder in der Nacht seiner trüben Stimmung erloschen. „Auch das", sagte er, „wenn es nicht anders sein kann. Um jeden Preis, Julius, und wäre es um den Preis meiner Seele!"

Coteaux ging. Er war froh, frische Luft zu schöpfen. Unten im Hause des Unglücks begegnete ihm eine alte Magd, die ihre Augen mit der Schürze trocknete. „O", rief sie ihn an, als sie seiner gewahr wurde, „wie ist hier Alles anders geworden! Wenn der alte Brunet es wüßte, er würde sich im Grabe umkehren!" Coteaux winkte ihr mit der Hand schweigend zu. Mühsam seine eigene Bewegung zurückhaltend, eilte er hinüber nach dem in der Altstadt gelegenen Justizpalast, um dort die nöthigen Erkundigungen einzuziehen und dann seinen Plan weiter zu verfolgen.

Während Coteaux langsam der Cité zuschritt, hatte Philibert den Brief geöffnet und las nun Folgendes:

„Mein theurer Philibert!

„Ich weiß nicht, ob Du diesen Brief rechtzeitig erhältst, wenn ich denselben nach Nizza sende, welche Stadt Du mir als Eure letzte Station bezeichnetest, woselbst Ihr meine Briefe finden würdet; aber ich hoffe es um so mehr, als derselbe Nachrichten enthält, die mich mit großer Angst erfüllen und die wohl auch geeignet sind, bei Dir

Besorgnisse zu erwecken, so daß Du Dir wohl selber die Frage aufwirfst, ob es nicht besser wäre, Euren Aufenthalt in Italien zu verlängern. Als Freund konnte ich die folgenden Mittheilungen an Dich nicht unterdrücken, wenn ich auch nicht zu sagen wage, was in Hinsicht derselben bei mir innerlich vorgeht. So höre denn.

„Es hat sich in den letzten acht Tagen in Paris Unerhörtes ereignet. Schon seit langer Zeit sah die von der Staatsgewalt autorisirte Polizei sich durch eine unsichtbare Macht in ihren geheimsten Funktionen beeinträchtigt, gehemmt und nicht selten sogar genarrt. Niemand konnte oder wollte die Hand kennen, welche die feinen Fäden dieses Spinnnetzes drehte, Niemand das Auge, welches mit einer fast allwissenden Sicherheit die Pläne des Präfekten und seiner Angestellten, ja die Schicksale ganzer Familien durchkreuzte. Man argwohnte, daß der Polizeiminister Argenson um verschiedener, früherer Vorgänge willen eine geheime Polizei neben der eigentlichen organisirt habe, um diese durch abgefeimte Spitzbuben, durch geriebene Galeerensträflinge und raffinirte, schlechte Weiber zu überwachen. Man hält dies auch jetzt noch für möglich. Jüngst nun ereigneten sich aber Dinge, die den Polizeiminister selber zu der Ansicht brachten, es seien dabei ganz andere Hände im Spiel. Dies führte zu genauen Nachforschungen und endlich vor acht Tagen zur Entdeckung eines Verbrecherkomplottes, vor dessen Schändlichkeiten jeder Brave erzittern muß.

„Der Held des Tages ist, wie seiner Zeit beim Pro=

zeß der Brinvilliers, der berühmte und zugleich gefürchtete Gefreite der Polizeiwache, Sergeant Degrais. Er hat die alte Giftspinne in ihrem Kellernest entdeckt; es ist — die Voisin! Der schlaue Fuchs, der einst die Marquise als galanter Abbé mit Liebesseufzern aus dem Kloster zu Lüttich gelockt und die Betrogene dem Gelächter von Frankreich preisgegeben, er hat auch die herzlose Wahrsagerin der Vorstadt in ihren eigenen Schlingen gefangen. Wie Du weißt, hat man längst über die nicht selten mit erstaunlicher Genauigkeit eintreffenden Vorhersagungen der Voisin sich verwundert. Das Räthsel ist nun gelöst. Die Giftmischerei, welche die Brinvilliers nur aus Liebhaberei und zu eigenen Zwecken betrieb, ist von diesem weiblichen Teufel im Vereine mit ihren sauberen Spießgesellen, dem berüchtigten Priester Lesage und Vigoureux, zu einem förmlichen industriellen Gewerbe erhoben worden. Ihre Hauptkraft bestand nämlich in Prophezeiungen, deren Erfüllung sie selber besorgte. Die Polizei hatte davon Spuren. Mehrere in den letzten Wochen plötzlich eingetretene Todesfälle hatten die Stadt mit bangster Unruhe erfüllt und gaben die Losung zum entschiedenen Einschreiten. Degrais, der sich durch Verstellung unkenntlich gemacht, prüfte die Gabe der Seherin auf das Feinste, nachdem er durch Gold und Empfehlungen bei ihr Zutritt erhalten. Die alte Sünderin ging in die Falle, indem sie den Tod eines reichen Juweliers auf einen bestimmten Tag voraussagte, und, um sich noch besser zu legitimiren, einige auf Aberglauben be-

ruhende, geringfügige Umstände hinzufügte, welche sich vor jenem Tage in dem betreffenden Hause ebenfalls ereignen würden, so z. B. daß ein Spiegel im Wohnzimmer von der Wand fallen und am folgenden Tag die Suppenschüssel beim Mittagessen zerbrechen werde; darauf in drei Tagen werde der Mann nicht mehr athmen! Auf diesen kategorischen Spruch hin wurden nun in der Wohnung des Juweliers vorsichtig Anstalten getroffen, um den Gang der Sache genau zu beobachten. Das führte zum Ziel. Die vorhergesagten Nebenumstände trafen wirklich ein; sie waren Beide von einer Magd veranlaßt, welche, auf der That ertappt und sogleich gefangen gesetzt, alsbald auch bekannte, sie habe gegen große Belohnung von einem Fremden ein Fläschchen erhalten, dessen Inhalt sie zu einer bestimmten Stunde ihrem Herrn in den Wein schütten sollte. Darauf hin wurde auch die Voisin sammt ihren Helfershelfern in's Gefängniß geworfen.

„Ich kann Dir nicht schildern, welche Aufregung gegenwärtig die Stadt durchläuft; Du würdest es kaum für wahr halten. Aber gewiß ist, daß Jedermann glaubt, der Mord schleiche sich als unsichtbares, tückisches Gespenst in die engsten Kreise, um irgend ein unsichtbares Opfer zu erhaschen. Was ist in einer Gesellschaft, die so sehr in ihrem Grunde verdorben ist, wie leider die unsrige, nicht Alles möglich!? Die Speisen bleiben unberührt, unberührt der Wein beim Mahle; der Freund traut dem Freunde nicht mehr, und wo sonst Scherz und Fröhlichkeit gewaltet, da ist die Trauer eingezogen,

die mit argwöhnischem Blick nach verkappten Mördern späht.

„In Folge der gegen die Voisin angehobenen Untersuchung zeigte sich in den ersten Tagen schon die ganze verderbliche Macht, welche ihr zu Gebote stand. Ihre Orakelsprüche waren stets den Wünschen der Fragenden entsprechend gewesen und sie bewährten sich in der Regel. Dadurch war ihre Kundschaft und ihr Kredit auf's Höchste gestiegen. Sie wußte ihre außerordentlich weite Bekanntschaft, besonders aber ihren Umgang mit Frauen aus den höchsten Ständen auf eine sehr geschickte Weise zu benutzen und auszubeuten, um sich für alle ihre Antworten immer die vorher nöthige Auskunft zu verschaffen. Auch ist es eine ausgemachte Thatsache, daß sie vielen Ehefrauen, die zu ihr kamen, um sie anzufragen, ob sie bald Wittwen würden, ihre geheimsten Wünsche erfüllte, ohne daß jene etwas dabei zu thun gehabt hätten, als Gold dafür zu spenden. Denn wenn Gift dabei im Spiele war, so besorgte es die Voisin, ohne daß die unschuldige Frau etwas dazu that oder manchmal vielleicht auch nur darum wußte!

„Die Voisin hatte hohe Gönnerschaften; trotzdem konnte die Gerechtigkeit ihrem Treiben gegenüber nicht länger die Augen zudrücken. Sie übte eine zu bedeutende geheime Polizei aus und hatte Verzweigungen und Kundschaften durch ganz Paris. Aber das Entsetzlichste sollte sich erst enthüllen, nachdem sie bereits mehrere Tage ihre Wohnung mit der Conciergerie vertauscht hatte. Bei der

Beschlagnahme ihres Eigenthums fand man nämlich ein in schwarzes Leder gebundenes Buch, das die Namen aller Derjenigen enthält, welche je bei ihr gewesen und sie befragt haben. Der Schrecken dieser Hunderte ist um so größer, da mit rücksichtsloser Strenge verfahren wird. Du erinnerst Dich, daß man beim Prozeß der Brinvilliers der Obrigkeit, wie den Richtern eine verderbliche Milde und verbrecherische Begünstigung gegen vornehme Personen vorwarf. Zur Beruhigung des Volkes soll sich der König das Wort gegeben haben, dies Mal die Gerichte frei walten zu lassen und kein Gnadenwort zu sprechen. Er ist empört über diese unerhörten Vorgänge, welche recht dazu geeignet sind, seinen Glauben, Frankreich stehe gegenwärtig auf der Sonnenhöhe seiner politischen und moralischen Macht, als eine schöne Seifenblase erscheinen zu lassen. Der verhaßte La Regnie ist zum Präsidenten des Gerichtshofes ernannt, und der grausame, allmächtige Louvois hat nach einer Audienz beim König dem Publikum volle Satisfaktion für die Verbrechen an der öffentlichen Sicherheit und der Heiligkeit des Familienlebens zugesagt.

„Ich hielt es, mein theurer Philibert, für Pflicht, Dir über diese absonderlichen Dinge ausführlich Nachricht zu geben. Was mich dabei außerordentlich beunruhigt, ist jenes räthselhafte Billet, das Du nach der Aufführung der „Normannenfahrt“ erhieltest, welches nun eine Beleuchtung erhält, die das Aeußerste fürchten läßt. Denn ich darf Dir nicht verhehlen, daß auch der Name „Madame

Brunet" im schwarzen Buch der Voisin eingeschrieben ist und daß man daraus Schlüsse zieht, die ich hier nicht aussprechen mag.

„Was mich betrifft, so geht Alles im Alten; ich bin gesund, nur leide ich innerlich wegen dieser Angelegenheit. Gib mir umgehend Nachricht und Deine sichere Adresse. Lebe wohl, mein theurer Philibert! Unveränderlich Dein

Jules Coteaux."

Philibert las diesen Brief mit scheinbarer Gelassenheit und stoischer Ruhe. Er schien eine Art Trost darin zu finden, daß tausend Andere mit ihm litten; aber der Schluß des Schreibens versetzte ihn in die heftigste Gemüthsbewegung. Der Schmerz entlockte die Thränen seinen Augen stromweise. Er bedeckte sein Gesicht und schluchzte wie ein Kind. Mehr als einmal rief er händeringend und mit einer Stimme, in der sich die bitterste Verzweiflung ausprägte: „O mein verlorenes Leben!"

Fünftes Kapitel.

Dämonen.

Es war ein regnerischer Novemberabend. Schwarze Wolken stiegen endlos im Westen am sternenlosen Himmel herauf, von einem wilden Sturme gejagt; auf den nassen Straßen flogen die Lichter der von den Windstößen hin und her geworfenen Laternen unheimlich durcheinander. Zu dieser Zeit schritten zwei Männer aus der Rue Vivienne nach der Cité hinüber. Sie waren Beide in hohem Maße in sich gekehrt und schienen den Regen nicht zu empfinden, den ihnen der Wind in's Gesicht blies. Es war Philibert und sein Freund. —

Seit Florettens Verhaftung waren vier lange, traurige Wochen verstrichen. Der Gang der Justiz ließ sich nicht aufhalten; Philibert konnte erst hoffen, seine Gattin wieder zu sehen, nachdem die gerichtliche Untersuchung völlig beendigt war. Erst jetzt hatte es die Hébert wagen dürfen, zum zweiten Mal den König um die Gunst zu bitten, welche Coteaux für Philibert so dringend erflehte.

„Nun denn", lautete die Antwort des Königs, „da er

eine Fürsprecherin hat, die so lebhaften Antheil nimmt an seinem Geschick, so will ich in diesem einzigen Falle mein Wort brechen und ihm den Kerker für eine Stunde öffnen! Mehr kann ich nicht thun. Mich dauert dieser geniale Kopf; wie in aller Welt war es möglich, in solches Unglück zu gerathen?"

„Was Philibert betrifft", sagte die Sängerin, „so bin ich überzeugt, daß er unschuldig ist und getäuscht wurde! Die ächten Künstler, Sire, haben andere Augen, als die gewöhnlichen Menschen. Was in ihre Nähe kommt, das blüht, wenn sie es ansehen, unter der magischen Berührung ihres Blickes in anderer, verklärter Gestalt auf, so daß sie sich wohl in dieser eingebildeten, höhern, selten aber in der wirklichen Welt zurechtfinden. Es sind gute, geistvolle, bisweilen auch sehr eigensinnige Kinder, die im Leben stets irgend einen weisen Führer um sich haben sollten, um nicht zu straucheln. Sie sehen überall nur das Gute und Schöne, weil es ihnen selbst angeboren ist; was Wunder, wenn sie in dieser Welt sich oft enttäuscht finden!?"

„Ja", erwiderte der König, indem er nachdenklich mit der Hand über die Stirne fuhr, „leider ist es so. Aber haben sie denn allein das Vorrecht, getäuscht zu werden, deßwegen, weil sie allein gut wären? Trotzköpfe sind es, sag' ich Ihnen, und Sie, mein Fräulein, gehören auch zu denselben, Trotzköpfe, die man um ihrer vortrefflichen übrigen Eigenschaften willen lieben muß, aber nicht immer lieben

kann, weil sie gerade so viele Fehler haben, als andere Menschenkinder."

„Um so unglücklicher sind sie auch, Sire, wenn sie einmal wirklich unglücklich werden!"

„Gut denn", versetzte Ludwig. „Sagen Sie Philibert, daß ich sein Geschick beklage, indem ich seine Bitte gewähre; aber sagen Sie ihm auch, der König rathe dem Gatten der Brunet, zu fliehen. Es thut mir leid, ein Genie, wie Achilles Philibert, von meinem Hof in dieser Weise verbannen zu müssen; aber wenn er gar selber noch in die Anklage seiner Frau verwickelt und verurtheilt würde, so könnte ich ihn in keinem Fall begnadigen."

Coteaux war mit dem königlichen Handschreiben, das an La Regnie gerichtet war und die Erlaubniß zum Eintritt in die Conciergerie enthielt, von Versailles nach Paris zurückgekehrt. Er war überzeugt, daß Philibert immer noch von der Hébert geliebt werde; ihre Besorgniß und die Schritte, die sie für ihn gethan, sprachen genug dafür. Mit schwerem Herzen hatte er den Rückweg angetreten. Die Warnung des Königs an Philibert zu eröffnen, schien ihm jetzt um so schwieriger, da dessen geistiger Zustand in letzter Zeit ein sehr ungewöhnlicher geworden war. Seine Geduld war erschöpft, seine Sehnsucht, Floretten wieder zu sehen, auf's Höchste gestiegen! War er im Anfang, als das Entsetzliche über ihn kam, in sich zusammengebrochen, so schien er jetzt eine doppelte Spannkraft, einen über alle Hindernisse sich hinwegsetzenden Muth erlangt zu haben. Fieberisch rollte das

Blut durch seine Adern; mehr als je wußte er sich Eins mit seinem Weibe. Ein tobendes Meer von Gefühl stürmte in ihm die Dämme nieder, welche der kalte, prüfende Verstand immer erfolgloser aufzubauen versuchte. Mit der größten Zuversicht sprach er von Floretten's Unschuld. Er tröstete damit sich selber und richtete mit dem süßen Glauben auch Helene wieder auf, die allmälig zu genesen anfing. Die Warnung des Königs goß bei ihm erst recht Oel in's Feuer. Er wollte darin eine Verbannung aus Eifersucht wegen der Hébert erkennen.

Coteaux hatte sich erboten, mit ihm zu fliehen. Die Kunst, stellte er dem armen Freunde vor, werde sie nicht brodlos lassen; sie würden im Ausland an jedem Hof Aufnahme, Schutz und reichen Erwerb finden. Aber Philibert vertraute dem Dämon, der ihn stachelte; er wies den Rath des Freundes mit Heftigkeit zurück.

„Heute noch muß ich sie sehen", rief er mit einem Auge, das in Gluth und Wahnsinn schwamm; „begleite mich, Coteaux, das ist der letzte Freundschaftsdienst, den ich von Dir verlange!" —

Das Unwetter draußen in der Natur glich dem Sturm in Philibert's Innern. Mit trüben Ahnungen, schweigend, schritt Coteaux an der Seite Philibert's einher. Als sie die Mitte der Altstadt erreicht hatten, traten sie in den Hof des alten Königspalastes, der von der Straße durch ein kunstvolles eisernes Gitter abgesondert wurde. Das große, alte Gebäude war recht eigentlich ein architektonisches Labyrinth und stammte in seinen einzelnen Theilen

aus verschiedenen Jahrhunderten. Mit seinen auf- und absteigenden Treppen, die aus einer Menge von geraden, krummen, hellen oder finsteren Gängen und Korridors in die verschiedenen Sääle und Zimmer führten, welche den Sitzungen der Gerichtshöfe dienten, glich es dem Labyrinth der Gesetze selber, worin heute noch der Laie ohne rechtskundigen Führer sich nicht zurechtfindet.

Unsere nächtlichen Wanderer gelangten indeß nach einigen Zurechtweisungen glücklich in das Kabinet, wo der verhaßte La Regnie noch über seinen Akten brütete. Sie erhielten von ihm, jedoch nicht ohne Kopfschütteln, die schriftliche Anweisung an den Concierge, Philibert das Gefängniß seiner Gattin zu öffnen.

Von einem Offizier der Wache begleitet, traten Beide jetzt in die an den Justizpalast angebaute Conciergerie ein. Diese ehemalige Wohnung des königlichen Burgvogts wurde zur Zeit als Staatsgefängniß benutzt. Das Auf- und Abgehen der Schildwachen an den Thüren und in den Gängen des alten Bauwerkes, das im Aeußern wie im Innern noch ganz den Charakter der Feudalperiode trug, machte auf die Besucher einen peinlichen Eindruck. Indem sie durch eine düstere Vorhalle schritten, gelangten sie in die Wohnung des Gefangenwärters, der, dem erhaltenen Befehl gemäß, den Kerker Floretten's zu öffnen sich anschickte. In der einen Hand einen Bund rasselnder Schlüssel, in der andern eine brennende Kerze, ging der weißhaarige Alte mit dem weinrothen, vollen Gesicht Philibert und dem Offizier bedächtig voran.

Coteaux war in der Stube des Gefangenwärters zurückgeblieben.

Philibert's Herz klopfte, seine Kniee wankten, seine Sinne vergingen ihm, als er mit den beiden Männern kreuz und quer die langen, dunkeln Gänge durchschritt.

„Langsam, langsam, damit Sie nicht fallen", mahnte der Wachtoffizier, indem er kräftig Philibert's linken Arm ergriff, „es geht hier ein paar Tritte herunter und wieder herauf."

„Hier ist die Zelle", sagte der Kerkermeister, indem er stille stand, das Licht gegen das Schloß der schweren Eichenthüre hielt und den Schlüssel einsetzte. Ehe er aufschloß, wandte er sich noch an Philibert, dem er zuraunte: „Die Gefangene war in der letzten Zeit in mehr als gewöhnlicher Aufregung; fassen Sie sich und seien Sie ein Mann."

Jetzt machte der Alte auf und mit den Worten: „Madame, Sie werden mit allerhöchster Erlaubniß für eine kurze Zeit Besuch erhalten", holte er ein kleines Licht hervor, das er an seiner Laterne anzündete und auf den ärmlichen Tisch des Gefängnisses stellte. Dann ging er wieder hinaus und winkte Philibert. Dieser trat ein; hinter ihm schloß der Wärter die Thüre und zog sich mit dem Wachtoffizier in eine anstoßende, leere Zelle zurück.

Florette lag angekleidet auf ihrem Lager. Die letzten Jammerwochen hatten ihren Teint gebleicht, aber gerade dadurch das Interessante ihres Gesichts noch erhöht.

Ihre fieberhaft glänzenden Augen waren offen. Sie schien wachend geträumt zu haben; mit einer leichten Bewegung warf sie den Kopf nachlässig zurück und fragte blos: „Wer ist da?“

„Florette!“ tönte ihr Philibert's schmerzlicher Gruß entgegen.

Mit einem Schrei, in welchem das Entzücken, die Sehnsucht und die Verzweiflung in einem Athemzuge vermählt waren, sprang sie auf, schaute den Geliebten mit scheuem Blick an und stürzte in seine Arme.

„Philibert, o mein Philibert, Du bist es!“ Dies waren die einzigen Worte, die sie aus der Tiefe ihrer plötzlich bis zum Grund aufgewühlten Seele hervorbrachte.

Lange hielten sie sich stumm umarmt; dann schluchzten sie, um im folgenden Augenblicke sich glühender zu umfassen. Der Druck ihrer Körper war eine beredte, tiefgefühlte Sprache, in der sich Beide verständlich genug sagten, was in ihnen vorging. Nach diesem ersten, leidenschaftlichen Ausbruch gelang es Philibert, seine Gattin etwas zu beruhigen. Sie setzten sich zusammen auf die Kante des Bettes, und erst jetzt erkannte Philibert auch die äußere Lage der Gefangenen.

„Sieh'“, sagte Florette, „wohin sie mich gebracht haben! Das Papier der wenigen Bücher, die man mir verstattete, wird hier naß und wieder zu Lumpen; das Eisen der Riegel und Schlösser rostet im feuchten Hauch dieser Moderluft! O Philibert, und doch bin

ich nicht schuldig, nein, ich bin nicht schuldig an Brunet's Tod!" Ein Strom von Thränen erstickte diese Betheurung.

Jetzt erkundigte sie sich nach ihrer Tochter. Als ihr Philibert ihren Zustand gemeldet, brach sie neuerdings in Thränen aus und rief: „Helene, armes Kind, was habe ich Dir gethan!" — Aus dieser weichen Stimmung ging sie indessen nach einer kurzen Pause plötzlich, und mit einem Fluche über die Welt und die Menschen, zu einer schroffen Entschlossenheit über. Sie erzählte ihre frühere Lebensgeschichte bis zu dem Zeitpunkte, wo sie Philibert sah. „O", rief sie aus, „ich habe nie das Glück, nie die Liebe gekannt, bis ich Dich erblickte; Du hast mit dem Hauche Deiner göttlichen Kunst die Eisdecke gebrochen, die auf meinem Herzen lag, daß es darin wieder zu keimen und zu blühen begann! Was besaß ich vorher? Ich hatte Reichthum, ich hatte Ehre, — aber mir fehlte die Liebe. O, was ist ein hoher Rang? Ein stolzer Bettler! Ich bettelte um Liebe, aber das Almosen war mir versagt. Die schöne Himmelsfrucht, die dem gemeinsten Volke umsonst in den Schoos fällt, ich mußte sie entbehren! Was haben die Menschen vom Stolz allein, der neben den Sternen nistet? Die Liebe baut ihr Haus nahe der Erde, wie die Lerche; hätt' ich doch mit Dir nur eine arme, ländliche Hütte theilen und den Reichthum Brunet's für das Glück Deiner Liebe tauschen können!"

Sprachlos hielt Philibert Floretten's Hand in der seinigen. Jetzt küßte er sie, jetzt schlang er den Arm

um ihren Leib, jetzt sah er ihr tief in's Auge, als ob er mit seinem schwermüthigen Weh bis auf den Grund ihrer Seele dringen wollte; dann sagte er mild und mit gedämpfter Stimme: „Liebst Du mich, Florette?"

„Frage nicht", erwiderte sie leidenschaftlich; „Du warst mein einziger Gedanke, meine Welt, mein Gott, mein Alles!"

„Und Du selber mußt Dich keiner Schuld zeihen?"

„Vor den Menschen nicht, aber vor meinem Gewissen und vor Gott, Philibert. Ich schwöre Dir bei dem Haupte meines Kindes, ich bin unschuldig am Tode Brunet's. Aber ich klage mich an, daß ich den Spruch der Voisin mit einer gewissen Befriedigung, mit einem gemischten Gefühl von Angst und Wohlgefallen aufgenommen habe, weil ich berauscht war von Liebe zu Dir! Welch' ein böser Dämon spiegelte mir jenen Traum vor, um dessen Auslegung ich die Voisin befragte? War es mein innerster Gedanke, mein heimlicher Wunsch, der sich in diese Traumbilder verkörperte und mir mit verstärkter Gewalt im Schlafe vor die Seele trat, so daß ich hinging, um ein Opfer halb meiner Neigung zu Dir und halb eines mir fremden Verbrechens zu werden, von dem ich nie eine Ahnung hatte?! O, ich fühle es jetzt so tief: schon der böse Gedanke ist Sünde; sobald er gedacht ist, sind wir nicht mehr völlig sicher, daß er nicht auch zur That werde!"

Philibert sog jedes Wort seiner Gattin mit Begier in sein trostbedürftiges Herz. Der Schatten des alten

Brunet erschien ihm jetzt nicht mehr in dem frühern vortheilhaften Licht; er schaute ihn jetzt recht eigentlich als den ersten Urheber des Unglücks seiner Gattin an. „Du bist unschuldig vor den Menschen", sagte er; „das Uebrige gehört Gott an. Und nun ich Alles aus Deinem Munde weiß, will ich Dein Retter oder Dein Mitschuldiger werden. Denn entweder bist Du unschuldig, oder wir sind Beide schuldig, wofern unsere Liebe ein Verbrechen war!"

„Sie werden mich tödten, Philibert", rief Florette schmerzlich aus, „rette Dein Leben!"

„O, was ist das Leben!" versetzte Philibert trübe. „Ein Dunst aus des Chaos feuchtem Bette durch einen Lichtstrahl emporgezogen, um eine Zeit lang in der Luft zu schwimmen, von der Sonne vergoldet, und dann zu zerfließen und zu verschwinden! Was ist es doch, daß man diese Erde so zärtlich liebt, als wären wir ewig da? Was ist sie doch? Ein Land voller Schatten, eine Wildniß, labyrinthisch mit Zweifeln durchflochten, ein tobender Ozean voller Angst und Unruhe beim heitersten Himmel, wo wir in der Nähe des Hafens, im Angesichte des Glückes stranden! Wäre nicht die Liebe . . ."

„Laß uns zusammen sterben", sagte Florette, indem wild ihre flammenden Augen umherrollten. „Warum schläft der Donner? Warum fliegt nicht ein barmherziger Dolch aus der Scheide, um diese Spanne Zeit abzukürzen!"

Philibert starrte schweigend vor sich hin. Es trat

jetzt bei ihm jene tiefe Versenkung der Seele in eine einzige Leidenschaft ein, welche überall als der gewaltigste Hebel zu großen Thaten erscheint, aber, wo sie auf unsicherem Boden steht, jene Katastrophen herbeiführt, in denen die edelste Schwärmerei im Wahn untergeht. In seinem Innern kämpfte und stürmte es heftig durcheinander; plötzlich aber dämmerte ein Gedanke in ihm auf, der sein Antlitz verklärte. „Ja, wir werden zusammen sterben!“ rief er. „Ich werde ihnen sagen, daß ich mit Dir bei der Voisin war, daß ich Dich begleitete, als Du um die Auslegung Deines Traumes batest!“

„Philibert! Welch' ein Mittel ersinnst Du! Du wirst uns Beide verderben! . . .“

In diesem Augenblick gewahrten sie, daß sich die Gefängnißthüre leise geöffnet hatte und daß der königliche Wachtoffizier hinter ihnen stand.

„Sie brauchen Ihr Geständniß hier nicht zu wiederholen“, sagte dieser zu Philibert, „da ich es bereits vernommen habe. Ich bin übrigens nicht nur verpflichtet, die Worte, welche Sie vorhin gesprochen, höhern Ortes einzuberichten, sondern ich erachte dieselben für so wichtig, daß ich kraft meines Amtes Sie im Namen des Königs zum Gefangenen erkläre. Folgen Sie mir unverzüglich; die Ihnen gewährte Stunde ist abgelaufen.“

„Thun Sie Ihre Pflicht“, erwiderte Philibert kalt, „ich habe keinen Grund, meine Worte zu verleugnen.“

Mit einem Schrei des Entsetzens sprang Florette auf. Sie umwand den Geliebten mit beiden Armen, als wollte

sie ihn erdrücken; sie beschwor ihn, zu bleiben, sie erklärte seine Worte für unwahr und erstickte seine Antworten mit ihren Küssen und ihren Thränen.

„Florette“, sagte er leidenschaftlich, „ich rette Dich oder ich gehe mit Dir denselben Weg! Lebe wohl, wir werden uns wiedersehen!“ Sanft wand er die Schluchzende von sich los und trat aus der Zelle zurück; sie aber warf sich auf's öde Lager und rief im Tone des tiefsten Seelenschmerzes: „Es ist Alles verloren!“

Coteaux, dem der Gefangenwart Philibert's Geständniß mitgetheilt, war heimgekehrt. Er war erschüttert von dem heroischen Entschlusse des Freundes, das Loos der Gattin zu theilen, obgleich ihm dieser Entschluß vollkommen aus der Natur Philibert's erklärlich schien. Er wußte ja, daß für Philibert die Welt nicht mehr ihren gewöhnlichen Gang ging; denn für ihn gab es keine Menschen und Dinge mehr, nur die Macht der verzehrenden Leidenschaft! Er hatte es ihm ja selber oft gestanden, daß es für ihn nur mehr ein einziges Wesen gebe, in welchem die ganze äußere und innere Welt eingeschlossen sei, nur das Weib, mit dem sein eigenes Leben stand und fiel. Coteaux wußte nur zu gut, daß Philibert nicht blos ein Künstler, sondern auch einer jener oft verkannten, tiefinnerlichen Menschen sei, welche um den Preis ihres Ideals eine ganze Welt sammt ihrem sogenannten Glück zu opfern bereit sind! Da Philibert seiner Zeit selber einen Besuch bei der Voisin in edler sittlicher Entrüstung abgelehnt hatte, so muthmaßte Co-

teaux mit Recht, daß jener ächt künstlerische Zug in Philibert's Charakter eine krankhafte Richtung genommen habe, — der Wahnsinn war in ihm aufgestiegen, jener göttliche Wahnsinn der Liebe, welcher stärker ist, als der Tod, und vor dessen Auge die Schluchten des Abgrundes als Rosenbeete des Elysiums aufblühen. —

Der Riesenprozeß der Voisin entwickelte sich von nun an mit jedem Tage schrecklicher. Auf dem Grèveplatz floß das Blut Schuldiger und Unschuldiger in Strömen; der Henker hatte kaum Zeit, sich von einer Hinrichtung zur andern von seiner traurigen Arbeit zu erholen. Die höchsten Personen waren in Anklagezustand versetzt. Nicht nur der Kardinal Bonzy, Erzbischof von Narbonne, die Herzogin von Bouillon, die Gräfin von Soissons, sogar François Henri de Montmorency und Bondebelle, Herzog von Luxembourg, Pair und Marschall von Frankreich, wurden verhaftet. Den Letztern hielt Louvois' und La Regnie's Haß monatelang in einem sechs Fuß langen Loch der Bastille eingesperrt, obschon er sich selbst den Richtern ausgeliefert; endlich stellte sich seine Unschuld vollständig heraus; er hatte sich einmal von Lesage das Horoskop stellen lassen!

Die Kunde von Philibert's Selbstauslieferung hatte sich rasch in die ihm befreundeten Kreise verbreitet und wurde hier mit getheilten Empfindungen aufgenommen. Diejenigen, welche edel und unterrichtet genug waren, um an seine Schuldlosigkeit zu glauben, konnten darin die Großherzigkeit seines Charakters nicht verkennen. Ja,

erst jetzt zeigte sich, daß Philibert, um seine Gattin zu retten, nicht so ganz im Wahnwitz gehandelt. Er hatte nur wie ein verwegener Spieler sein ganzes Glück auf eine einzige Karte gesetzt, und vielleicht hätte er als Günstling des Hofes und als Künstler, dem Niemand ein Verbrechen zutraute, sein Spiel gewonnen, wenn nicht einer jener unberechenbaren Zufälle eingetreten wäre, der sich feindselig zwischen ihn und Floretten stellte. —

Die Voisin hatte ihre Verbrechen auf dem Scheiterhaufen gebüßt. Ihr Zeugniß über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit von Philibert's Angaben konnte nicht mehr vernommen werden. Dasjenige Floretten's in dieser Sache konnte eben so gut wahr, als falsch sein; Coteaux' Aussagen fielen wenig in Betracht. Wer wollte hier, wo Liebe, Charakter, Freundschaft und Wahnwitz für und gegen einander einen dämonischen Kampf kämpften, das Wahre, welches leider nicht immer das Wahrscheinliche ist, herausfinden?

Ein Zufall trug dazu bei, die Wahrheit an den Tag zu bringen.

Melanie Ch. hatte seit dem Besuch bei der Voisin ihren Umgang mit Madame Brunet aufgegeben. Sie konnte sich nicht frei machen von einem Gefühl der Antipathie gegenüber der Frau, welche sie veranlaßt hatte, mit ihr den Gang zu der Wahrsagerin anzutreten. Als dann Brunet plötzlich starb und das Gerücht von einer Verbindung Philibert's mit Floretten Bestand gewann, dämmerte in ihrer Seele in furchtbarem Licht ein ihr

noch unklarer, geheimer Zusammenhang zwischen diesen Thatsachen auf. Der Gedanke, daß ein auch von ihr hochgefeierter Künstler, wie Philibert war, sein Geschick an diese Frau fesseln sollte, war ihr unerträglich. Sie war es gewesen, welche jenes warnende Billet an die Hébert geschrieben, weil ihr das Interesse, das die Sängerin für Philibert hatte, nicht unbekannt war. Ihre Absicht war vereitelt worden; um so mehr zog sie sich zurück und suchte um ihrer eigenen Ruhe willen die Sache zu vergessen.

Allein nun brachte ihr Gemahl nach Verhaftung der Wahrsagerin ihr die Nachricht, auch ihr Name stehe auf der Liste der Voisin. Sie hielt sich für verloren. Jeden Augenblick glaubte sie die Gerichtsdiener auf der Treppe oder im Korridor zu hören. Es vergingen darüber furchtbare Wochen. Da ließ sich ein Mann melden, den ihre Leute nicht kannten. Er gab vor, er habe durchaus mit der Dame des Hauses zu sprechen.

„Er soll seinen Namen nennen“, rief Melanie zitternd ihrer Zofe zu.

„Ich bin Degrais; nun weiß sie es!“ sagte der Mann mit verdrießlichem Gesicht über das lange Zaudern.

Degrais, der furchtbare Gefreite, war in diesen Tagen ein Schreckensname für das Ohr aller schuldbewußten Pariserinnen. Kaum hatte Melanie diesen Namen vernommen, als sie die Thüre verrammelte, und, in Thränen zerfließend, ihrem Gatten Alles gestand. Aber trotz diesem von der Angst erpreßten Geständniß wollte der fürchter-

liche Degrais nicht fortgehen, sondern pochte weiter an die Thüre, indem er erklärte, er lasse sich nicht wieder fortschicken.

Melanie war auf die Brüstung eines offenen Fensters gestiegen und im Begriff, sich hinunterzustürzen. Lieber wollte sie freiwillig den Tod suchen, als dem Schrecklichen sich ergeben. Mit Mühe hielt sie ihr Gemahl zurück. Dann öffnete er die Thüre, um zu sehen, was mit dem furchtbaren Degrais anzufangen sei. Degrais stand auch wirklich da, aber nicht der Polizeiagent, sondern der Tapezierer Degrais, der mit einer unbezahlten Rechnung nicht zum zweiten Mal fortgehen wollte! —

Dieser tragikomische Vorfall hatte sich nur wenige Tage nach Philibert's Selbstanklage ereignet. Melanie's Gatte erkundigte sich sofort auf das Sorgfältigste über die Angaben seiner Frau. Er konnte ihr die tröstliche Nachricht bringen, daß sie eine Anklage nicht zu befürchten habe, weil der wahre Grund ihres Besuches, wie sie denselben angegeben, im schwarzen Buch der Voisin deutlich angemerkt sei. Melanie jubelte in ihrem Innern Dankgebete! Ihr Gatte aber drang jetzt in sie, zu Gunsten Philibert's zu bezeugen, daß sie allein und Niemand anders die Brunet zur Voisin begleitet. Melanie that es nicht ohne Scham; aber die Rettung eines Unschuldigen stand ihr höher, als das Gezisch Derer, die nach Skandal hungerten. —

Florette wurde verurtheilt. Sie hat sich nie als schuldig bekannt, und allem Anschein nach war sie zumeist

das Opfer ihres blinden Vertrauens in die schwarze Kunst der Wahrsagerin. Der Irrthum wird in der Welt oft eben so hart gestraft, wie das Verbrechen! Ihr Körper verathmete an jenem Gerüste, wo schon so mancher Unglückliche vor ihr im Winde geschwankt, ehe er ein unehrliches Begräbniß in ungeweihter Erde gefunden.

Philibert war freigesprochen worden. Zwei Tage nach Floretten's Tod wurde er wahnsinnig. Er hatte früher schon seine „Normannenfahrt“ aus dem königlichen Orchester zurückgeholt; jetzt zerschnitt er die Papiere in kleine Stücke und ließ sie vom Pont neuf in die Seine fliegen. Das schöne Werk blieb so der Zukunft geraubt. Ohne Zweifel wäre der Verfasser auch selber seinen Heften gefolgt, denn er hatte die fixe Idee, die Fische sollten diese Musik unter seiner eigenen Leitung jährlich am „Allerseelentage“ aufführen. In ein Irrenhaus gebracht, starb er nach wenigen Monden. Helene, die arme, doppelt verwaiste, nahm den Schleier in einem einsamen Kloster an der Küste der Normandie. Coteaux war, um seinem Schmerz zu entrinnen, nach Nordamerika hinübergesegelt; dort versuchte er mit blutendem Herzen sich eine neue Heimat zu gründen.